Caviar

Pikante und heitere Blätter.

Sechster Jahrgang.

1891.

Budapest,

Verlag von Gustav Grimm.

Inhalts-Verzeichniss.

Romane, Novellen, Erzählungen.

	Seite
Altes Lied (Ein) Von H. P.	116
Afrikanischer Kuß (Ein)	197
Antiquitätensammler (Der) Von Mat. F. Tausch	225
Aberglaube. Von Armand Silvestre	299
Als er noch klein war. Von M—t	337
Arabesken. Von Teo von Torm	354
Aus dem Regen in die Traufe. Von R. J.	433
Adelens Pech. Von Senecca	456
Auf dem Eiffel-Thurm. Von Pierre Verou	485
Blumen. Von Armand Silvestre	104
Beim Nachtisch	234
Billiges Verlangen (Ein) Von Heinz Neumann	271
Bagatellen. Von Titanello	462
Bewegliche Ofen (Der) Von E. Lepelletier	467
Bestrafte Neugier. Von Fritz von Tippelburg	470
Comtesse Irma. Von Mab	383
Daheim. Von René Maizeroy	37
Dorido. Von Severus Crescens	39
Drei Abenteuer. Von Catulle Mendès	216
Den Zug versäumt. Von P—nn	495
Erdbeere der Gräfin (Die)	1
Emmeline. Von Th. de Banville	13
Einzige Liebhaber (Der) Von Catulle Mendès	312
Echte Freundschaft. Von Armand Silvestre	430
Er will Licht. Von Dubut de Laforest	450
Für nichts. Von Catulle Mendès	31
Fliegende Hose (Die) Von Armand Silvestre	33
Feldblumen. Von Th. de Banville	102
Flora. Von Armand Silvestre	325
Falsche Sintfluth (Die) Von Armand Silvestre	347
Flucht (Die) Von Armand Silvestre	463
Fliegende Blätter. Von C. Mendès	465, 491
Gerichtshalle	18, 43, 75, 97, 127, 157
Gedenkfeier (Die) Von Armand Silvestre	45
Glocke (Die) Von Catulle Mendès	95
Gribiche. Von Th. de Banville	130
Gossenblume. Von Emile Blain	192, 219, 247, 276, 303, 331, 360, 388, 416
Gerächt. Von S. In Pora	214
Gerettet. Von Guy de Maupassant	272
Gedanken über Nothzucht. Von Colombine	291
Galanterie. Von Tick	351
Geld verpflichtet. Von M—t	410
Gestörte Flitterwochen. Von Ign. Pauer	414
Gerechtigkeit. Von Armand Silvestre	457
Heimliche Ehe. Von Ignaz Pauer	77
Herr v. Stengel. Von Norbert Falck	99
Haar (Das) Von Catulle Mendès	155
Hôtel zu verkaufen (Ein)	237
Haideröslein. Von Teo von Torn	301
Humoreskenstoff (Ein) Von Ign. Pauer	344
Hie Arzt, hie Aerztin. Von Titanello	376
Hypnotismus. Von Armand Silvestre	379
Hinderniß (Das) Von Dubut de Laforest	393
Heirathe-Bureau (Das) Von Armand Silvestre	397
Haschisch. Von W. S. Gunter	499
Irrlichter. Von Armand Silvestre	64
Im Jahre 2000	124, 150, 177
Im Luftballon. Von Armand Silvestre	204
Im Harem. Von A. Herse	257, 283
Im Schlafwagen. Von Walter Sam.	406
Im Kamin. Von Armand Silvestre	496
Jeannette. Von Armand Silvestre	22
Jagdabenteuer (Ein) Von W—ich	329
Joseph. Von Guy de Maupassant	438
Krugflicker (Der) Von Cat. Mendès	60
Kette (Die) Von Armand Silvestre	228
Kirschen (Die) Von Jean qui rit	265
Klavier (Das) Von Catulle Mendès	282
Kurzsichtig. Von Jean Nihilus	490
Letzte Formalität (Die) Von Catulle Mendès	8
Losungswort (Das) Von Armand Silvestre	11
Liebe und Statistik. Von Armand Silvestre	92
Loge in Subpacht (Eine)	141
Liebes-Tabelle (Die) Von Dubut de Laforest	365
Letzte Zigarre (Die) Von Catulle Mendès	444, 474
Mildthätigkeit	85
Musikalische Leute. Von Arm Silvestre	148
Marjolaine. Von Satanello	246
Moral (Die) Von Tick	381
Malerlist. Von P. V.	421
Marschall-Nielrose (Die) Von E. v. S.	482
Nicht herein. Von Titanello	154
Nur für Natur. Von Stack	313
Naiven (Die) Von Catulle Mendès	349
Opium. Von R. J.	114
Oh, John! Von Armand Silvestre	355
Pantoffel, Schuh und Stiefelchen. Von Titanello	88
Pascalette. Von Armand Silvestre	172
Pechvogel (Ein) Von Arm. Silvestre	188
Probe (Die) Von Catulle Mendès	269
Plafond zu niedrig (Der) Von Armand Silvestre	374
Portrait (Das) Von Pierre Veron	459
Quelle (Die) Von Dubut de Laforest	477
Recht zu lügen (Das) Von D. de L.	16
Rigoletta. Von Maurice v. Stern	48
Ring (Der) Von Mat. F. Tausch	160
Rücken der Frau X. (Der)	182
Rosettens Revolver. Von Cat. Mendès	241
Rinjefallen. Von J. O—n	323
Reise-Abenteuer. Von Fritz v. Tippelburg	429
Signallicht (Das) Von Mat. F. Tausch	4
Städter auf dem Lande. Von Hermann Grabert	19
Sechs Dubois (Die) Von Maurice Montegut	24, 52, 79, 107, 136, 163
Schuh (Der) Von Th. de Banville	72
Schnupftuch des Sultans (Das) Von R. J.	106
Sehr frech. Von G. W.	132
Schlüssel (Der) Von Satanello	169
Schweinchen (Das)	183
Spanisch. Von Armand Silvestre	211
Seraphine. Von Armand Silvestre	243
Schreibtisch (Der)	253
Sensations-Prozeß (Ein) Von Armand Silvestre	263
Schuld und Sühne. Von Armand Silvestre	267

	Seite
Süßsaure Halbestunde (Eine) Von Jo Chatte	310
Saisongeschichte. Von Arm. Silvestre	319
Salonleben. Von Mab	367
Solitär (Der) Von A. Bourtes	386
Streifzüge durch die Frankfurter Ausstellung. Von Titanello	395
Sparbüchse (Die) Von G. L.	452
Schwiegermütterchen. Von P. V.	472
Strick des Gehenkten (Der) Von Armand Silvestre	483
Sphynx (Die) Von W—ch	487
Tugendpreis (Der) Von Georg Böttticher	66
Thermometer (Das) Von Armand Silvestre	289
Umzug (Der) Von Herm. Grabert	210
Uhr (Die) Von Armand Silvestre	435
Vom Traum zur Wirklichkeit. Von S. Ju Pora	57
Volksthümliche Sternkunde. Von Armand Silvestre	70
Vertrauen (Das) Von C. L.	207
Verhängnißvolle Bad (Das) Von E. R. S—bt	294
Valentins Leiden. Von Cat. Mendès	321
Vivisektion. Von Breda	402
Wilhelm Tell. Von Senecca	29
Weiberlaunen. Von Armand Silvestre	134
Wink (Der) Von Guy de Maupassant	232
Wenn die Jugend wüßte. Von P—nn	327
Wer hat es verrathen? Von Senecca	423
Wegweiser (Der) Von Dubut de Laforest	425
Weiße Elephant (Der) Von Titanello	442
Zu vollkommen Von Catulle Mendès	117
Zuckerwerk. Von Armand Silvestre	121
Zigarretten (Die) Von Cat. Mendès	180
Zu verkaufen oder zu vermiethen	185
Zwischen Zweien. Von Prosper	297

Gedichte.

	Seite
Auf Deinem weißen Busen. Von F. H. Kanowski	103
Abschied. Von P. G. Gutkaiß	135
An die Eine oder die Andere. Von Heinz Neumann	211
Als ich zum ersten Male sie gesehen. Von Asra	299
An Sie. Von M. H.	303
Adrienne. Von Misogen	329
Aus dem Zirkus. Von Teo von Torn	346
Auf des Mundes Purpur. Von F. H. Kanowski	415
An Deinem Busen ruhe ich. Von P. G. Gutkaiß	435
Am Kamin. Von Ignaz Pauer	461
Albumblatt. Von Heinz Neumann	479
Biernymphen. Von Titanello	160, 180, 206, 459
Befreie den wogenden Busen. Von F. H. Kanowski	453
Carmencita. Von Titanello	113
Demimonde-Sonette. Von a|g a|i	324, 351, 376, 441, 498
Du hast Diamanten und Perlen. Von Heinz Neumann	379
Durch die menschenleeren Gassen. Von F. H. Kanowski	483
Dunkel ist es nun im Stübchen. Von F. H. Kanowski	496
Einst und jetzt. Von Ignaz Pauer	8
Einer kleinen tollen Hexe. Von F. H. Kanowski	430
Frühling. Von Asra	105
Frühlingslied eines Redakteurs. Von Asra	127
Frage nicht. Von F. H. Kanowski	150
Früh an einem Maienmorgen. Von F. H. Kanowski	230
Freundin Rath (Der) Von Ludwig Goldoni	320
Frauenlist. Von Ludwig Goldoni	407
Großstadt am Abend. Von Omar Pascha	97
Geographische Forschungen. Von Kri-kri	215
Holder Traum (Ein) Von F. H. Kanowski	340
Ihr schwarzes Auge. Von P. G. Gutkaiß	19
Ich spielte mit Ihren Locken. Von F. H. Kanowski	288
Jugend-Ideale. Von Ignaz Pauer	45
Küsse mich. Von F. H. Kanowski	201
Kuß (Der) Von Tsuaf	469
Lili. Von Tristan	21
Liege im Sessel. Von F. H. Kanowski	92
Liebesglück. Von Léon	262
Liebe Gruß (Der) Von Ludw. Goldoni	359
Liebchen, laß mich bei Dir bleiben. Von F. H. Kanowski	438
Leiden der Liebe. Von Ludw. Goldoni	491
Mein Liebchen. Von Castor	52
Mädchen mit dem kurzen Röckchen. Von F. H. Kanowski	72
Meeresidylle. Von Heinz Neumann	183
Nach den Flitterwochen. Von Ignaz Pauer	15
Nacht ist still (Die) Von F. H. Kanowski	397
Rezension. Von Ignaz Pauer	66
Resignation. Von Ignaz Pauer	95
Romance. Von E. Rochlitz-Seibt	272
Sei vernünftig, süßes Liebchen. Von F. H. Kanowski	117
Süßes Mädchen, sträub' Dich nicht! Von F. H. Kanowski	132
Sündig. Von a|g a|i	148
Schöne Weib (Das) Von M. Kolloden	191
Sommer (Ein) Von Asra	240
Süße Erinnerung. Von G. Gutkaiß	244
Seltsame Geschichte (Eine) Von Heinz Neumann	275
Strich im Mai das Gelände entlang	424
Tempora mutantur. Von Asra	79
Trost. Von M. Kolloden	155
Tanz (Der) Von F. H. Kanowski	176
Träumend gehst Du mir zur Seite. Von F. H. Kanowski	257
Unergründlich ist Dein Auge. Von C. A. von B.	10
Und so weiter. Von Titanello	234
Unmögliches Vergessen. Von P. G. Gutkaiß	313
Unverbesserlich. Von Ludwig Goldoni	471
Vor der Abfahrt. Von Ign. Pauer	355
Vorsicht. Von Rurik	381
Winter. Von Asra	39
Wie soll ich singen nur ästhetisch? Von F. H. Kanowski	219
Warnung. Von Ludwig Goldoni	291
Wolkenbruch (Der) Von Mat. F. Tausch	358
Wäre nicht der Wald gewesen. Von F. H. Kanowski	386
Wehre mir nicht. Von F. H. Kanowski	467
Wenn Du gar zu sehr verliebt bist. Von F. H. Kanowski	485
Zwei Portraits. Von M. H.	269

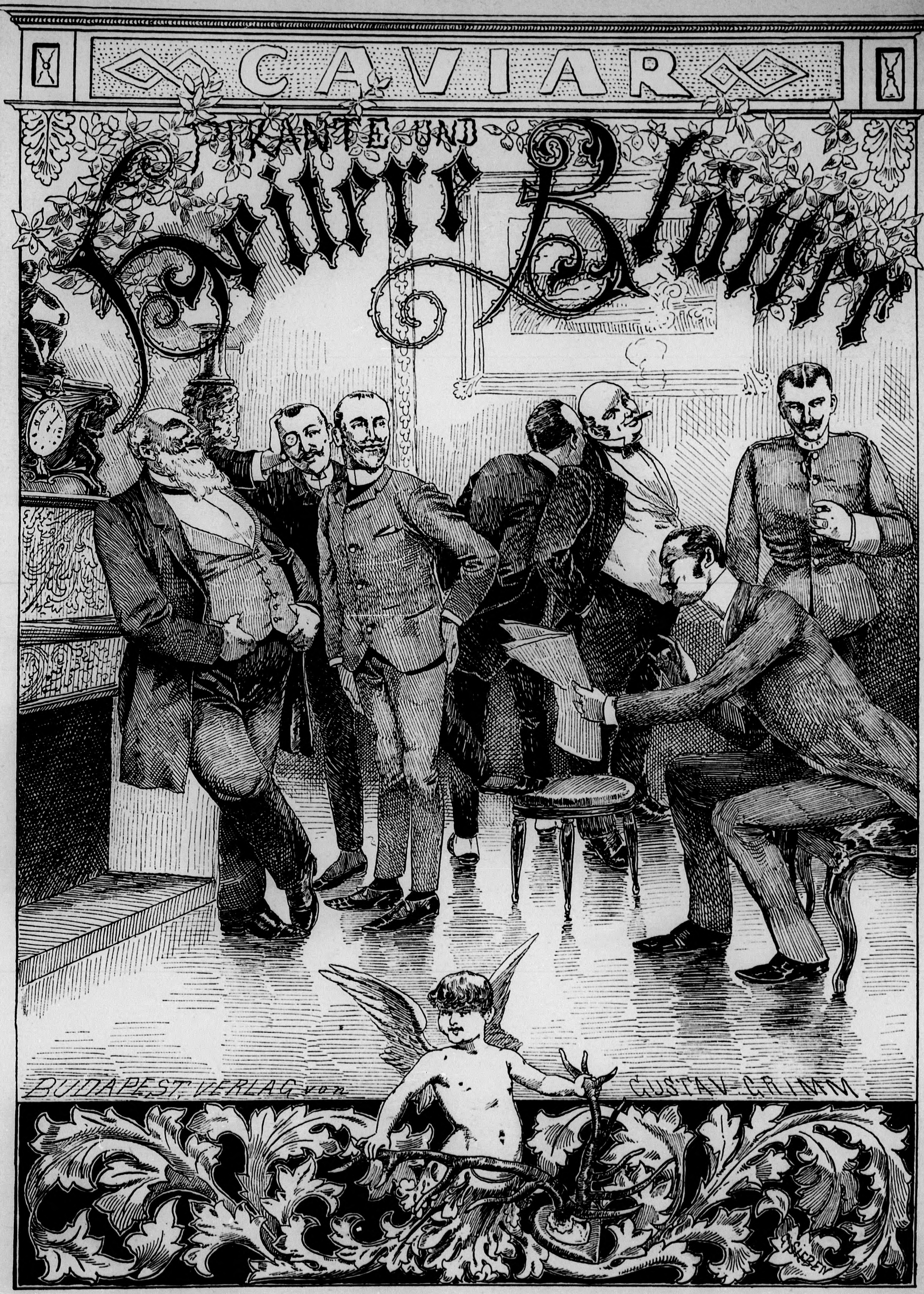
Druck von F. Buschmann, Budapest, Kronprinzgasse (Harisch-Bazar).

VI. Jahrgang. 1891. Heft 18.

Die Jahrgänge I—V von „Caviar“ wurden soeben im Preise herabgesetzt. — Siehe Rückseite.

CAVIAR

FIGAROS WITZ-BLATT



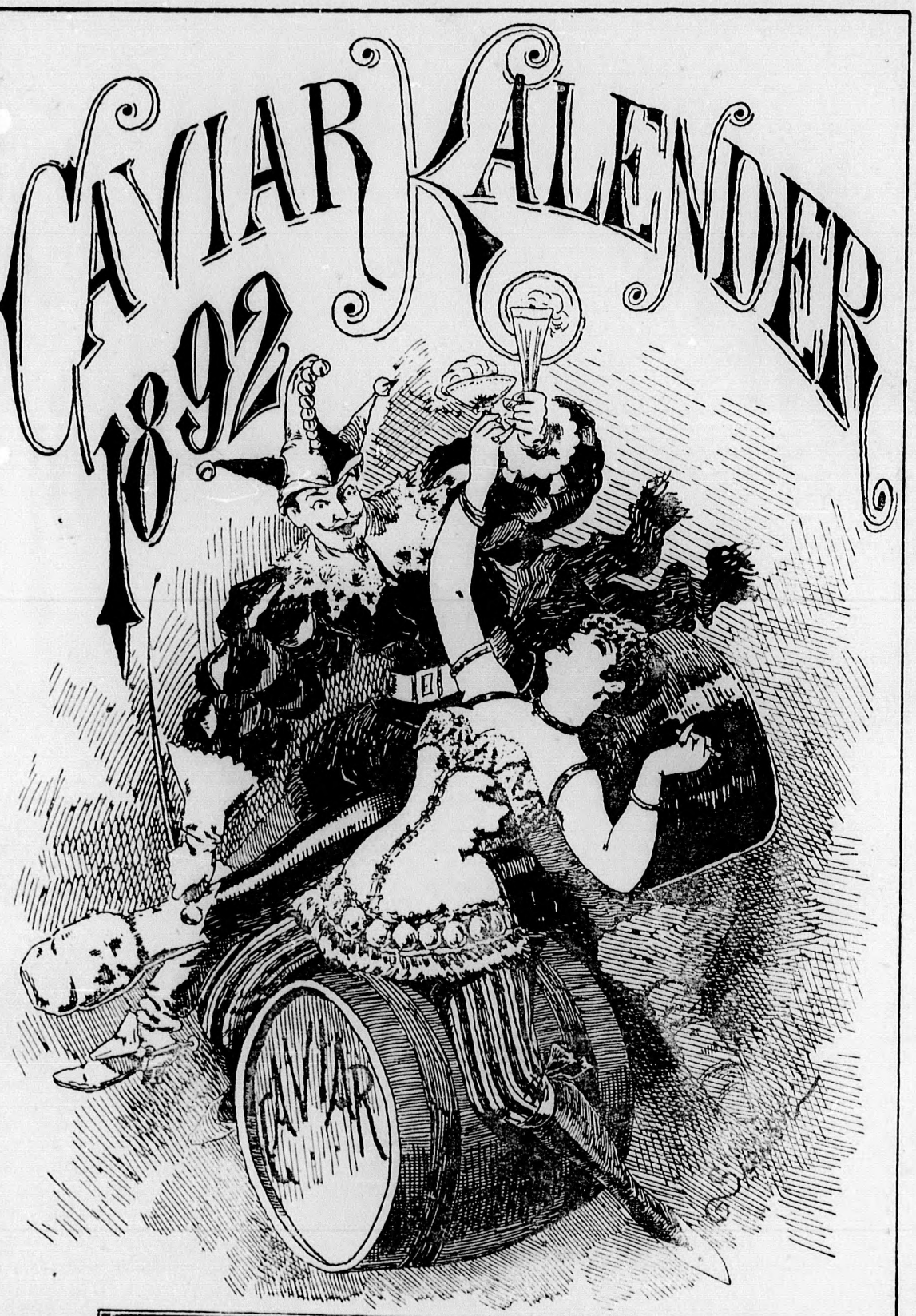
Die Jahrgänge I—V von „Caviar“ wurden soeben im Preise herabgesetzt. — Siehe Rückseite.

Erscheint in 18 Heften. — Subscriptionspreis für das Heft 50 kr. ö. W. (in Oesterreich-Ungarn) = 90 Pf. (in Deutschland).
Für alle anderen Länder erhöht sich der Preis um den entsprechenden Portozuschlag.

Soeben ist erschienen

und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

CAVIAR KALENDER 1892



BUDA-PEST
VERLAG von GUSTAV GRIMM.

Illustrirt

2 Mark = 1 fl. ö. W.

Illustrirt

1 fl. ö. W. = 1 Mark 2 Francs

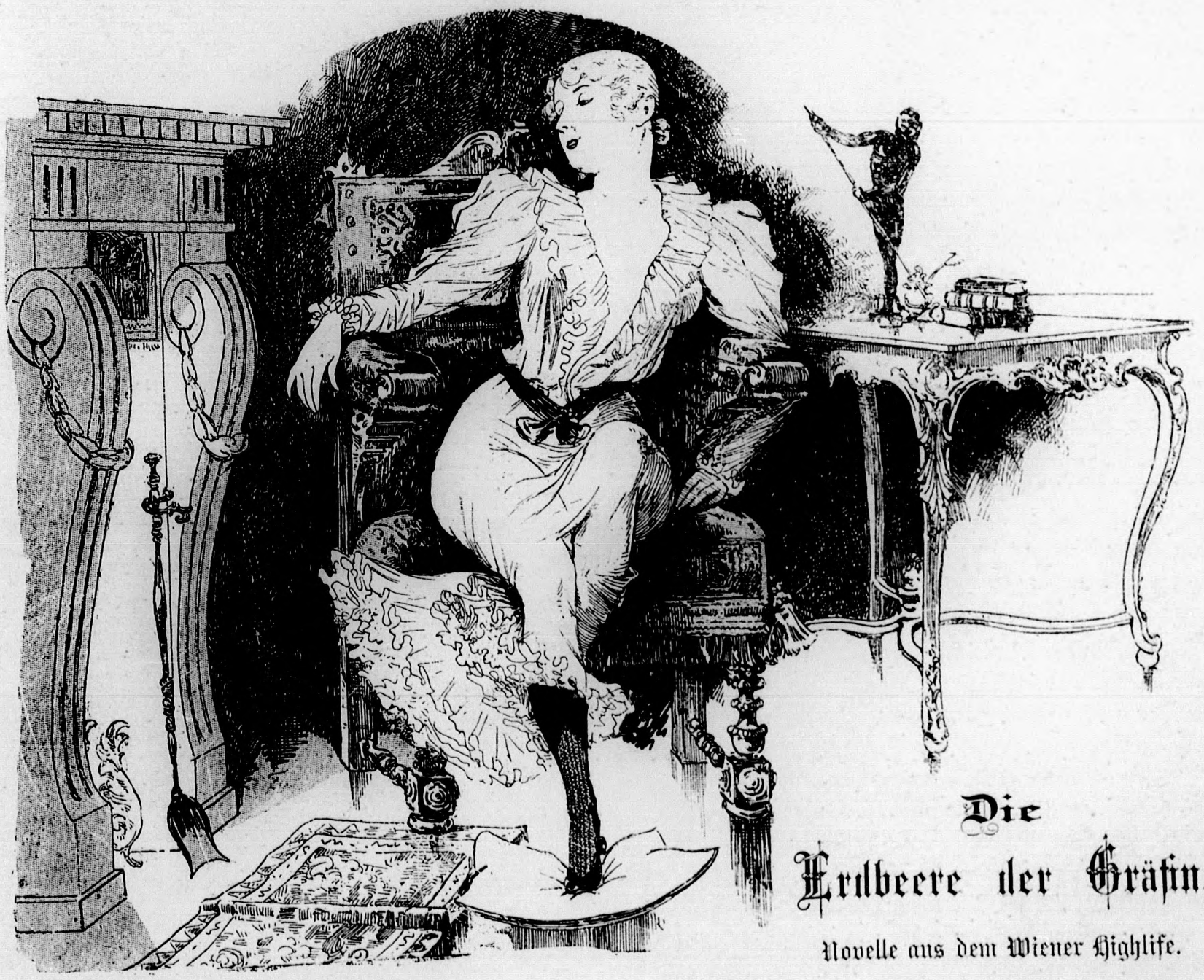
Der neue nun bereits sechste Jahrgang unseres Kalenders, dessen Inhalt im „Caviar“ nicht erscheinen wird, bringt circa 100 ganzseitige schön ausgeführte Illustrationen und eine Fülle vortrefflicher Witze, Erzählungen von **Jean qui rit, Satanello, Armand Silvestre** u. A.

Die ersten fünf Jahrgänge des Caviar-Kalenders
(1887, 1888, 1889, 1890, 1891)
sind noch zum Preise von je 2 Mark zu beziehen.

Druck von F. Buschmann, (Budapest, Harisch-Bazar.)

VI. Jahrgang. Heft 1.

Erscheint in 18 Heften à 50 kr. ö. W. (für Oesterreich-Ungarn) = 90 Pfennige (für Deutschland).
Für alle anderen Länder erhöht sich der Preis um den entsprechenden Portozuschlag.



Die Erdbeere der Gräfin.

Novelle aus dem Wiener Highlife.

I.

Als nach vollzogener Trauungs-Zeremonie unter den zahlreichen Festgästen auch die Gräfin Caramosca in der Sakristei erschien, um den Grafen Florestan Heynisch, der seit zehn Minuten der glückliche Gatte Annchen v. Kröbig's war, zu beglückwünschen, blieb die lange Dauer und die Wärme ihres Händedruckes für alle Welt unbemerkt. Kein einziger der jungen und alten Lebemänner, keine einzige der zahlreichen Lebedamen ahnte, daß dieser nachdrückliche Shakehand besagen wollte:

— Du hast mich vor sechs Monaten verlassen, um zu heirathen; ehe weitere sechs Monate vergehen, wirst Du zu mir zurückkehren.

Denn man hätte sich wahrhaftig der Gefahr ausgesetzt, für einen Verleumder zu gelten, wenn man öffentlich dem geringsten Zweifel über die Tugend der Gräfin Caramosca hätte Ausdruck gegeben. Sie hatte die ganze aristokratische Gesellschaft irre geführt, seitdem sie vor zehn Jahren am Arme ihres Gatten in der österreichischen Hauptstadt erschien, dieses Grafen Caramosca, der ein Liebling des Vaticans, von drei Kardinälen und zwei ehemaligen Kammerherren Franz II. von Neapel empfohlen war. Ihr ganzes Wesen war übrigens darnach angethan, jeden böswilligen Argwohn abzulenken. Wenn in einem Salon das Gespräch auf den Aufsehen erregenden sittlichen Sturz einer Dame der Gesellschaft gelenkt wurde, hatte die Gräfin ihr eigenartigs Betragen. Es ist Sache der Prüden, in einem solchen Falle ein Geschrei der Entrüstung auszustoßen. Für solche Ueberrumpelungen des Herzens und der Sinne hatte die Gräfin ein edles Mitleid, das viel mehr geeignet war, an ihre Unnahbarkeit glauben zu lassen, als das wüthendste Gezeter über die Sittenlosigkeit des fin de siècle.

Diese Art sich zu geben war übrigens keine bloße Maske. Lange Zeit hatte die Gräfin, für die es schon volle Dreißig geschlagen, sich sehr wenig um männliche Huldigungen gekümmert und sie durfte ganz ehrlich von sich sagen, daß sie dem Flirt und den anderen Kriegskünsten der Koketterie unzugänglich sei.

— Es könnte mir Einer zehn Jahre lang den Hof machen, ohne am letzten Tage weiter gekommen zu sein, als am ersten; aber es würde Keiner zehn Jahre warten, denn ich würde den Schmachtenden gleich am ersten Tage den Abschied geben.

Darum wird man denn auch begreifen, daß an dem Tage, an welchem Graf Heynisch, der schlesische Recke, wie seine Freunde ihn nannten, sie auf dem Schlosse ihrer Tante allein traf und sich plötzlich erhebend, unter dem Vorwande, daß er ihren Polster zurecht rücken wolle, auf sie zueilte und ohne jede Einleitung sie überwältigte, daß an jenem Tage, sagen wir, die Gräfin Caramosca ihm aus tiefster Seele, aber mit gedämpfter Stimme, um von der Dienerschaft nicht gehört zu werden, ihm das Wort „Bestie!“ zurief. Und wäre er nicht augenblicklich aus dem Zimmer geeilt, sie würde ihm sicherlich die Augen ausgekratzt haben.

Allein, ihre Entrüstung währte nur eine Sekunde. Als Graf Heynisch nach einem hastig hervorgestoßenen „Pardon! Pardon!“ sie allein gelassen hatte, verzieh die Gräfin aus der tiefsten Tiefe ihres erschütterten Wesens der Bestie, die ihr einen so wonnigen Taumel verschafft hatte. Sie verzieh ihm umso leichter, als sie sich ja keinen Vorwurf zu machen hatte. War sie doch „nolens“ überwältigt worden. Nachdem sie die Nacht in der Erinnerung des süßen „Attentats“ verbracht hatte, empfing sie am folgenden Tage im kleinen Garten-Pavillon den Grafen Florestan mit einem huldvollen Lächeln und legte „volens“ ihre ganze Sittenstrenge jener „Bestie“ zu Füßen, die sie am vorhergehenden Tage gerne erwürgt hätte.

Das Verhältniß dauerte zwei Jahre und es war durchglüht von jener sengenden Leidenschaft, welche eine von der Mittagshöhe des Lebens herabsteigende Frau in eine solche Liebe zu legen weiß.

Graf Florestan Heynisch mußte denn auch wirklich eine herkulische Kraft und Energie entwickeln an dem Tage, an welchem er durch seine Lebensführung eines Viveurs in seinem Vermögen ruinirt, sich genöthigt sah, um die Hand des Fräuleins v. Kröbig anzuhalten. Seine Werbung fand die günstigste Aufnahme, denn die Kröbig waren von jungem Adel und eine Verbindung mit den Grafen Heynisch mußte ihnen alle aristokratischen Häuser der Kaiserstadt öffnen. Wir müssen der Wahrheit getreu hinzufügen, daß nachdem einmal das große Wort ausgesprochen war, Graf Florestan die Augen aufthat und Änuchen von Kröbig ordentlich anschaute; und als er fand, daß seine Braut nicht blos um 15 Jahre jünger war, als die Gräfin Caramosca, sondern auch wunderhübsch, war er rasch entschlossen, mit ihrer Hand und ihrer reichen Mitgift auch ihre Liebe zu gewinnen. Und so kam es, daß er seiner selbst vollkommen sicher war, als er nach vollzogener Trauung in der Sakristei, seine Hand freimachte von dem langen Händedruck der Italienerin und sich sagte: „Wenn jemals ein Weib den schlesischen Recken wieder in ihre Netze kriegt, so wirst nicht Du es sein.“

II.

Änuchen v. Kröbig, jetzt Gräfin Heynisch, war — wie gesagt — wunderhübsch. Daraus werden viele Leute schließen, daß sie einfältig sein mußte; weil die Welt und besonders die häßlichen Frauen auf die angebliche Unverträglichkeit der Schönheit und des Geistes zählen. In Wirklichkeit aber hatte Änuchen einen hellen Kopf und einen scharfen Blick; ein Beweis dessen ist die Thatsache, daß die junge Gräfin trotz ihrer eigenen Unerfahrenheit und trotz des Rufes der Sittenstrenge, welchen die Caramosca genoß, nach kaum dreimonatlicher Ehe merkte, daß ihr junges Eheglück von dieser Seite bedroht sei. Die Kniffe und Künste der Italienerin vermochten sie über diesen traurigen Argwohn nicht hinwegzutäuschen. Die Betheuerungen und Freundschafts-Beweise der Caramosca führte sie auf das richtige Maß zurück und war auf ihrer Hut. Ihre natürliche Neugierde, angeeifert durch ihre aufrichtige Liebe zu Florestan, trieb sie dazu, in aller Stille, ohne das Geringste merken zu lassen, Tag für Tag ihre Untersuchungen anzustellen. Sie beobachtete die Unterredungen zu Zweien in den Fensternischen, merkte sich die halben Worte, die eine Anspielung auf die Vergangenheit sein konnten, und wenn sie dann des Abends allein war, fügte sie die Bruchstücke der zwischen Florestan und der Caramosca ausgetauschten Reden zusammen, suchte deren Sinn zu ergründen und zog daraus Schlüsse, die ihr manchmal gewagt, ein anderes Mal wieder glaubwürdig schienen.

Warum beispielsweise hatte Florestan erröthend den Kopf weggewendet, als eines Tages bei einem Diner, an welchem auch die Caramosca theilnahm, diese plötzlich mit einem Blick auf eine Fruchtschale den Grafen fragte:

— Lieben Sie noch immer die Erdbeeren, Graf?

Es mußte zwischen den Beiden eine Erdbeeren-Geschichte gegeben haben, da diese scheinbar so harmlose Frage den Grafen so verlegen machte. Noch am nämlichen Abend wollte Änuchen

hierüber ins Reine kommen. Als sie mit Florestan allein war, wählte sie die kürzeste Linie, welche die Frauen benützen, um von einem Punkte zum andern zu gelangen, nämlich die Tangente, und begann ihn über das Kapitel seiner früheren Geliebten auszufragen. Florestan wollte anfänglich ausweichen, hernach gestand er jene Verhältnisse, die jeder Ehemann eingesteht, die kleine X. vom Jux-Theater, derzeit in Buenos-Ayres, die lange Z. von der lyrischen Oper, jetzt an einen Kapellmeister in Petersburg verheirathet, kurz: alle jene „Verflossenen", wegen deren eine Ehegattin sich kein graues Haar wachsen läßt. Allein, Änuchen begnügte sich mit Alldem nicht.

— Und wie war's denn mit den verheiratheten Frauen? fragte sie.

Nun gibt es keinen einzigen Ehemann, der, wenn er nicht einäugig oder lahm ist, sich so weit erniedrigen würde zu sagen, daß er als Junggeselle niemals eine verheirathete Frau zur Freundin gehabt. Graf Florestan aber war weder einäugig noch lahm; wie wäre er sonst der schlesische Recke gewesen? Er leugnete denn auch nicht seine Abenteuer in der „Gesellschaft," aber er fügte hinzu, daß die elementarste Zartheit ihm verbiete, einen Namen zu nennen.

— Gut, gut, meinte Änuchen; ich will Dich nicht drängen, umso weniger, als ja dieselbe elementarste Zartheit Dir verbieten würde, mich mit einer Frau in Verbindung zu setzen, die ehemals Deine Geliebte gewesen.

Bei diesem geradeaus geführten Hiebe erblaßte und erzitterte Florestan, und stammelte etwas Unverständliches von der Diskretion, die ein Gentleman einer verlassenen Geliebten schulde. Eine solche Frau völlig zu meiden hieße oft unterstreichen, daß man einst auf freundschaftlichem Fuße mit ihr gewesen und so noch nachträglich den Argwohn des Gatten erregen. Kurz: Florestan redete allerlei ungereimtes Zeug, so daß Annette aus diesem Gespräch die Ueberzeugung gewann, es müsse zwischen ihm und der Caramosca eine „Vergangenheit" gegeben haben. Und da hatte sie ihren Plan fertig. Wenn die Italienerin aus ihrem Verhältniß zu Heynisch ein „Heiligthum" gemacht hat, wie Florestan sich soeben ausgedrückt hatte, dann mußte in dieses Heiligthum ein anderer Heiliger eingeschmuggelt werden.

Sie hatte gerade zwei solche Heiligen-Kandidaten bei der Hand, zwei Freunde ihres Gatten: Bertram v. Limburg, ein brillanter Reiter, und Hyppolit Baron Föhrich, genannt der Nachleser, weil er hienieden den Beruf hatte, alle von seinen Freunden verlassenen Geliebten zu trösten. Zwischen den Beiden schwankte Änuchen nicht lange; sie ließ den Limburger gegen die Caramosca los.

Zwei Monate ließ Änuchen die Sache reifen, dann befragte sie den ausgesandten Sturmbock. Aber es kam nicht viel dabei heraus. V. Limburg spielte den Entmuthigten und meinte, Zeit und Mühe wären verloren gewesen. Allein Änuchen fand diese Diskretion ganz natürlich und wollte sich nicht leicht besiegt erklären. Sie appellirte an den Genossen des Limburgers, an den lieben, kleinen Baron Föhrich. Dieser hatte keine Ursache, für Rechnung eines Andern diskret zu sein und ehe acht Tage verstrichen, konnte er Änuchen melden, daß der Limburger in das Heiligthum der Italienerin eingezogen sei und da in hohen Ehren gehalten werde.

Bei dieser Entdeckung war Änuchen natürlich außer sich vor Freude; sie glaubte, ihre Ruhe wäre nun für immer gesichert. Allein, dies war ein süßer Wahn, der kaum sechs Wochen währte. Die junge Frau wußte noch nicht, daß wenn eine reifere Frau sich entschlossen hat, von den verbotenen Früchten zu essen, sie sich lieber an zwei Bäume, denn an einen hält. Die Caramosca erschien bald wieder auf der Bildfläche, es gab wieder Unterredungen unter vier Augen, geheimnißvolle Anspielungen, so daß Änuchen geängstigt und gereizt, eines Abends, bei dem traulichen Beisammensein im Schlafgemache den brennenden Gegenstand auf das Tapet brachte.

— Florestan, von morgen angefangen darf die Gräfin Caramosca keinen Fuß in unser Haus setzen!

— Wie? Hast Du den Verstand verloren? Warum nicht?

— Weil sie die Geliebte des Herrn v. Limburg ist.

— Unmöglich! . . . Sie? Oh, sie wäre wahrhaftig die Letzte . . . Wer hat Dir denn gesagt? . . .

— Der Baron Föhrich. Du weißt, daß er auf die Reste Limburg's lauert, der seinerseits . . . Deine Erbschaft angetreten hat.

Florestan fuhr auf, aber er widersprach nicht. Welche Rücksichten hatte er auch auf eine liederliche Person zu nehmen, die ihm so schnell einen Nachfolger gegeben? Als Änuchen schwieg, begann er zu reden; von der männlichen Geckenhaftigkeit getrieben, erging er sich in Bekenntnissen. Änuchen bestürmte ihn mit Fragen, ließ sich tausend Details erzählen und insbesondere die geheimnißvollen Wörtchen erklären, die zwischen ihm und der Gräfin so oft ausgetauscht worden. So kam man naturgemäß auch auf das Kapitel der Erdbeeren zu sprechen.

— Was wollte Das mit den Erdbeeren heißen? fragte Änuchen, indem sie den Arm um seinen Nacken legte.

— Laß Das . . . eine Dummheit . . .

— Aber doch! . .

— Nun denn: sie hat . . . wie soll ich sagen? . . . sie hat eine kleine Erdbeere unterhalb der Hüfte.

— Da?

Und Änuchen zeigte lachend am eigenen Körper auf die genannte Stelle.

— Ja; da, wo Du, Liebste, nichts hast als die schimmernde Weiße Deiner Haut, welche . . .

— Glatt ist wie Sammt . . . Sehr gut! Also, weiter!

— Nun denn, diese Erdbeere war der ewige Gegenstand von Gesprächen, kleinen Scherzen zwischen uns . . .

— Zum Beispiel!

— Was weiß ich mehr? Alle möglichen Witze, die man über die Erdbeere machen kann. So erinnere ich mich beispielsweise, daß es ihr viel Spaß gemacht hat, mir zu sagen, daß ihre Erdbeere mit Zucker genossen werden müsse.

— Oh, nicht übel. Und Du lachtest?

— Meiner Treu, ja.

— Da hast Du!

Und es gab einen kleinen, sanften Klaps, welchen Florestan mit einem noch viel sanfteren Klaps erwiderte, und so klapsten sie eine Weile hin und her, bis Änuchen völlig vergaß, ihren Mann zu befragen.

*

Es war im verflossenen Jahr, auf einem der letzen Elite-Bälle der Residenz. Am Buffet stand die Gräfin Caramosca, flankirt vom Limburger und vom Baron Föhrich. Die Italienerin aß Erdbeeren und als sie in der Ferne Änuchen am Arme ihres Gatten erblickte, winkte sie diesem, näher zu kommen und rief ihm mit der unschuldigsten Miene von der Welt entgegen:

— Erdbeeren sind gut; nicht wahr, Graf?

Die Herausforderung war zu kühn. Änuchen schob ihren Gatten, der nach einer Antwort haschte, mit einer resoluten Bewegung zur Seite, pflanzte sich vor die Italienerin hin und sagte:

— Ja, Gräfin, aber wir essen sie jetzt ungezuckert und viel frischer.

Kleine Zärtlichkeiten.

Eine Frau kann sich leichter beherrschen, wenn sie liebt, als wenn sie haßt.

*

Junge Mädchen und alte Männer sind leicht zu beschwatzen.

*

Die meisten Weiber sind der Ansicht, daß man an einem einzigen Manne nicht erfahren könne, was Liebe sei.

*

Die Ehe ist ein Kreuz, an das selbst der Heide glaubt.

*

Es ist leichter, zehn vernünftige Männer zu Thoren, als eine thörichte Frau vernünftig zu machen.

*

Ein Mann liebt, so lang er kann — ein Weib, so lang es will.

*

Ein liebendes Frauenherz ist sehr oft ein Buch mit sieben Siegeln.

*

Die erste Liebe vergißt man auch über der zweiten nicht.

*

Die liebste Lektüre einer Frau ist das Modejournal.

*

Jede Frau hat ein Kapital, welches sie gern verliert: ihr Herz.

Gw—r.

Das Signallicht.

Von **Mat. F. Tausch.**

I.

Wir hatten den Sommernachmittag in der fröhlichsten Stimmung im Walde zugebracht. Das Wetter ließ nichts zu wünschen übrig, die Luft war still und warm und keine Wolke trübte die Bläue des Himmels. Die Sonne lachte verstohlen durch die Bäume, als wollte sie sich an unseren Spielen und Vergnügungen ergötzen. Das frische Bier schäumte in den Krügen und für die Bedürfnisse des Magens sorgten zuvorkommend mehrere Familienmütter, welche ihre Töchter und Nichten an den Mann zu bringen trachteten.

Der überwiegend größere Theil der Gesellschaft bestand aus ordentlichen und außerordentlichen Mitgliedern des Geselligkeitsvereines „Gemüthlichkeit“ und deren Familien; den Rest bildeten die geladenen Gäste.

Vor kurzer Zeit war ich durch einen Bekannten in den Verein eingeführt worden und hatte an mehreren Ausflügen desselben theilgenommen und weil ich damals die Stelle eines ersten Korrespondenten in einem der größten Handlungshäuser der Hauptstadt bekleidete, wurde ich allgemein für eine sogenannte „gute Parthie“ angesehen.

Insbesondere war es die Familie des für reich geltenden Weinhändlers Wolkner, welcher ich mich angeschlossen hatte und wo man mir mit gewinnender Freundlichkeit entgegenkam. Papa Wolkner offerirte mir seine besten Manillas, die Mama lud mich zu allen Abendgesellschaften und Sonntagsparthieen ein und die einzige Tochter der Beiden, Fräulein Paula, schien meine Galanterieen mit Wohlgefallen aufzunehmen.

Zurückhaltender benahm sich mir gegenüber Heinrich Escher, ein Neffe Wolkners und Hörer der Medicin. Ich war wegen Paulas ein wenig eifersüchtig auf den jungen Mann; doch bemerkte ich zu meiner Beruhigung, daß zwischen ihnen kein gutes Einvernehmen bestand.

Zwei Herren hatten soeben einen komischen Vortrag beendigt und es wurde der Vorschlag gemacht, die Gesellschaft solle sich in einzelne Gruppen auflösen und so den Wald durchstreifen. Um neun Uhr Abends sollte die Gesellschaft am Bahnhofe wieder zusammentreffen, um die Rückfahrt anzutreten.

Frau Wolkner ertheilte mir bereitwillig die Erlaubniß, ihre Tochter auf dieser Promenade zu begleiten und ich versprach der würdigen Frau hoch und theuer, daß wir uns rechtzeitig am Bahnhofe einfinden würden. Dann bot ich Paula den Arm und auf gut Glück schritten wir in den herrlichen Wald hinein.

Einige Paare gingen uns fröhlich singend und plaudernd in kurzer Entfernung voraus; da ich aber einen schmalen, wenig betretenen Seitenpfad einschlug, verloren wir dieselben bald aus dem Gesichte.

Fräulein Paula war eine schöne, wohlgebaute Brünette von neunzehn Jahren und vereinigte in ihrer Person alle jene Eigenschaften, die man von einem wohlerzogenen Mädchen zu fordern berechtigt ist.

Einige galante Bemerkungen, welche ich in die Unterhaltung einstreute, lohnte sie mit einem liebenswürdigen Lächeln, welches ihrem Gesichtchen einen ungewöhnlichen Liebreiz verlieh.

Eine anspruchslose Waldblume stand am Wege und Paula wollte dieselbe pflücken. Wir bückten uns fast gleichzeitig nach derselben und ich benützte den Augenblick, um ihr unvermuthet einen Kuß auf ihre Rosenlippen zu pressen.

Sie erröthete und — schwieg.

II.

Allmälig war der Abend hereingebrochen und immer bestimmter hoben sich die Schatten der Bäume vom Boden ab. Wir befanden uns am Saume des Waldes; zur Rechten zog

sich in weitem Bogen ein niedriger Bahndamm dahin. Ringsumher herrschte die tiefste Stille.

Wir ließen uns in der Nähe des Dammes auf dem weichen Rasenteppich nieder und ich glaube, daß ich damals Paula ein Liebesgeständniß machte.

Das Mädchen befand sich in einer verführerischen Lage und setzte meinem ungestümen Drängen nur schwachen Widerstand entgegen. Ich schwelgte bereits im Vorgefühle eines vollständiges Sieges. Um uns vor jeder Störung zu sichern, erhob ich mich auf den Knieen und spähnte einige Augenblicke lang in die Dunkelheit hinaus.

Mein Blick wurde unwillkürlich von dem Scheine eines grünen Signallichtes angezogen, welches ungefähr zweihundert Schritte von uns entfernt auf dem Bahndamme brannte.

„Grünes Licht am Bahngeleise bedeutet Vorsicht!" dachte ich im Stillen. „Vielleicht ist dies ein Fingerzeig für mich, verständig zu handeln."

Meine Liebesgedanken waren plötzlich verflogen; die ruhige Ueberlegung hatte sich meiner bemächtigt.

„Wir müssen an den Rückweg denken, liebe Paula!" rief ich aufstehend und meiner Begleiterin die Hand bietend.

Zögernd und mit offenbarer Verwunderung erhob sich Paula vom Rasen. Wir schritten schweigend auf einem Sandwege längs der Bahnstrecke dahin. Während ich das reizende Mädchen verstohlen beobachtete, begann ich mein Betragen zu bereuen und verwünschte innerlich das Signallicht, welches so unzeitig meine Besorgnisse wachgerufen hatte. Jetzt war es zu spät, den Fehler wieder gut zu machen.

Ein Bahnbediensteter, mit einer Laterne versehen, kam uns entgegen.

„Wenn die Herrschaften den Vergnügungszug benützen wollen, so müssen sie sich beeilen, um zur Station zu gelangen," sprach er höflich. „Der Zug wurde soeben signalisirt".

Ich dankte dem Manne für seine Zuvorkommenheit und fünf Minuten später traf ich mit Paula am Bahnhofe ein. Es war die höchste Zeit. Der Zug war bereits angelangt und die Ausflügler hatten ihre Plätze in demselben eingenommen.

„Hierher, Paula!" rief eine weibliche Stimme aus einem Coupéfenster und Frau Wolkner versuchte es, die Thüre zu öffnen. Ich half dem jungen Mädchen beim Einsteigen und überzeugte mich dabei, daß für mich kein Platz mehr da war.

Das Abfahrtssignal ertönte und mit einem heiseren Pfiff antwortete die Maschine. Im letzten Augenblicke gelang es einem Schaffner, mich glücklich in einem Coupé am Ende des Zuges unterzubringen. Kaum hatte ich meinen Platz am Fenster eingenommen, setzte sich der Zug in Bewegung. Außer mir befand sich noch ein Passagier im Coupé; es war Heinrich Escher, der Neffe Wolkners. Mich berührte dieses Zusammentreffen sehr unangenehm und ich beschloß, dem jungen Manne gegenüber eine kühle Reserve zu beobachten.

III.

„Sie waren mit Paula den Abend über im Walde", begann Heinrich, nachdem wir uns begrüßt hatten. „Wie haben Sie sich amüsirt?"

„Auf das Beste. Ihre Cousine ist ein allerliebstes Mädchen!"

„Herr Cirps, Ihr Vorgänger bei Paula, hat dasselbe behauptet." Der junge Mann steckte sich eine Zigarre an und lehnte sich behaglich zurück.

„Aha", dachte ich, „er will meine Neugierde erregen. Das soll ihm nicht gelingen."

Nach einigen Minuten unterbrach Escher wieder das Schweigen.

„Sie scheinen heute eine etwas intimere Bekanntschaft mit dem Mädchen gemacht zu haben," sprach er spöttisch und warf dabei einen prüfenden Blick auf meine lichten Sommerbeinkleider, deren Kniee von dem feuchten Rasen dunkelgrün gefärbt waren.

„Mit welchem Rechte mischen Sie sich im meine Angelegenheiten?" rief ich aus und sprang erregt von meinem Sitze empor.

„Ich wollte Sie in Ihrem eigenen Interesse vor einem unbedachten Schritte warnen, falls es noch nicht zu spät ist," entgegnete ruhig der junge Mann. „Es ist mir bekannt, daß Sie um die Hand Paulas anhalten wollen und mein Onkel wird Sie mit Freuden als Schwiegersohn begrüßen. — Von dieser Heirath wollte ich Ihnen entschieden abrathen."

„Ich kann Ihres Rathes entbehren," sprach ich gereizt, „denn ich glaube die Beweggründe zu kennen, warum Sie eine Heirath zwischen Ihrer Cousine und mir verhindern wollen. Sie wären wohl selbst gerne der glückliche Bräutigam?"

„Sie irren, mein Herr!" antwortete Escher ernst. „Vor einem halben Jahre noch wäre Ihr Urtheil gerechtfertigt gewesen; seit dieser Zeit hat sich aber Vieles verändert und ich habe jetzt jeden Gedanken auf den Besitz Paulas aufgegeben."

Wir näherten uns der letzten Station vor der Hauptstadt. Herr Wolkner bewohnte daselbst eine hübsche Villa und die Familie mußte hier aussteigen.

„Wenn Sie mich Ihres Stillschweigens versichern, so will ich Ihnen eine vertrauliche Mittheilung machen," sprach der junge Mann sich erhebend. „Sie werden dann gewiß mit Ihrem Heirathsantrage nicht hervortreten."

Der Zug hielt auf einem kleinen Bahnhofe.

„Schönwiese! — Eine Minute!" tönte die Stimme des Schaffners.

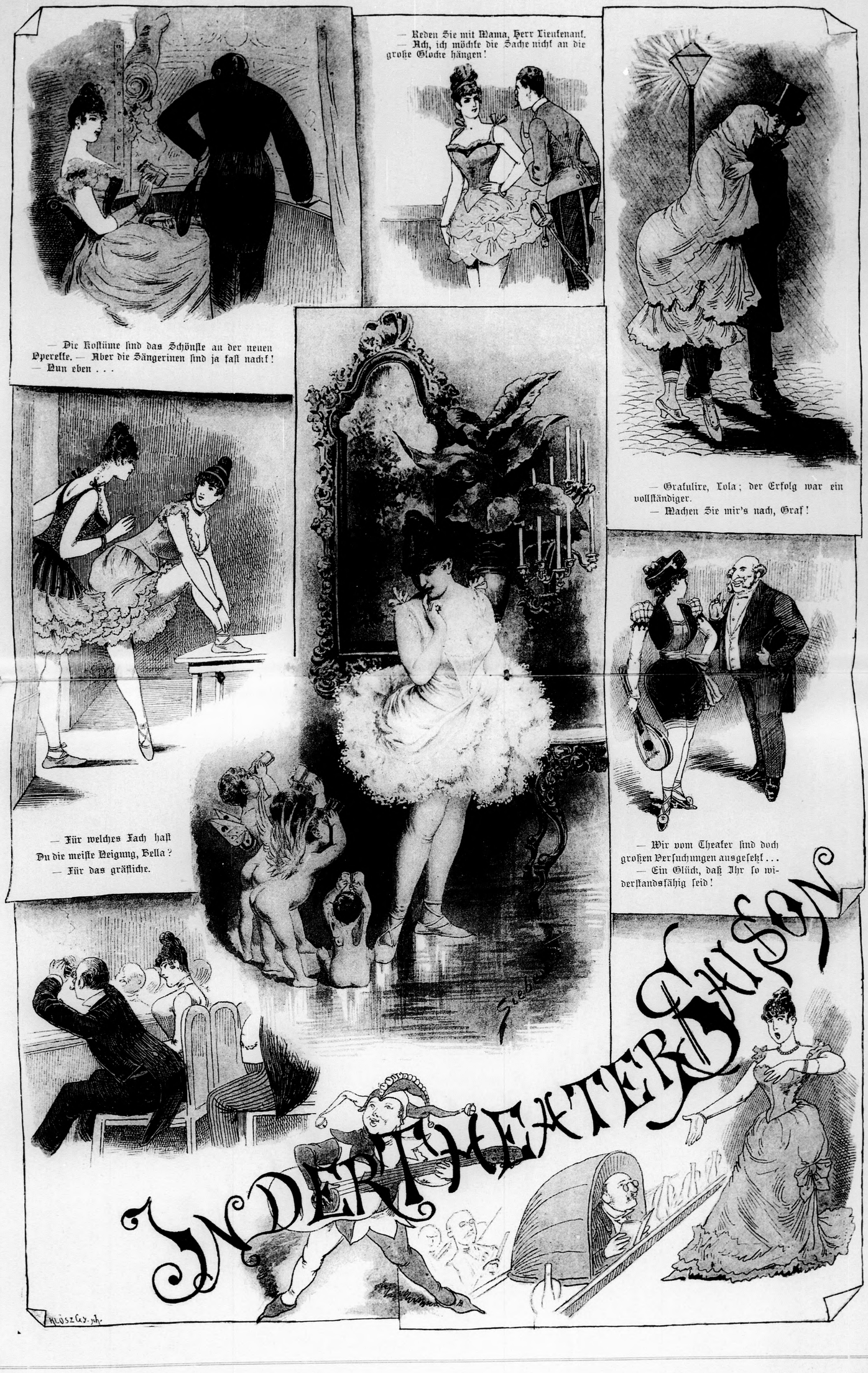
„Sie haben mein Wort!" rief ich im höchsten Grade neugierig gemacht.

Escher hatte bereits das Coupé verlassen. Auf dem Trittbrett wandte er sich nochmals um und sprach halblaut:

„Paula hat keine Mitgift und soll nach einem von der Mama ausgeheckten Plan durch einen Eklat sich einen Mann ergattern. Das Mädchen sollte eine Entehrungs-Scene arrangiren und von der Mama dabei überrumpelt werden. Mit Herrn Cirps ist die Sache nicht geglückt. Und mit Ihnen?"

Schon hatte der Zug sich wieder in Bewegung gesetzt. Ich hätte übrigens nicht die Fassung gehabt, die Frage Eschers zu beantworten.

Seither habe ich mich oft des grünen Signallichtes erinnert, welches mich noch im letzten Momente zur Vorsicht mahnte.


— Die Kostüme sind das Schönste an der neuen Operette. — Aber die Sängerinen sind ja fast nackt!
— Nun eben . . .
— Reden Sie mit Mama, Herr Lieutenant.
— Ach, ich möchte die Sache nicht an die große Glocke hängen!
— Gratulire, Lola; der Erfolg war ein vollständiger.
— Machen Sie mir's nach, Graf!
— Für welches Fach hast Du die meiste Neigung, Bella?
— Für das gräfliche.
— Wir vom Theater sind doch großen Versuchungen ausgesetzt . . .
— Ein Glück, daß Ihr so widerstandsfähig seid!
INDERTHEATERSAISON

Einst und jetzt.

Es glich ihr Herz einer Veste,
Die uneinnehmbar war,
Von Rittern und Knappen gab es
Darin eine große Schaar.

Die hielten manch' tolles Gelage
Und hielten manch' frohes Turney, —
Das waren gar schöne Tage
Im blühenden Lebensmai!

Da hat des Schlosses Zinne
So stolz empor geragt,
Doch jetzt ist's eine Ruine,
Zerfallen und zernagt.

Die Ritter sind ausgezogen,
Zerstoben ist ihr Bund,
Nur manchmal kehren sie wieder
In mitternächtiger Stund'.

Da wird es im Herzen lebendig,
Wie in der früheren Zeit.
Die Alte träumet voll Wehmuth
Vom Glück der Vergangenheit.

Einst hat sie die Knappen und Ritter
Geherzt, gekost und geliebt, —
Jetzt spricht sie ein Vaterunser
Und der Geisterspuk zerstiebt!

Ignaz Pauer.

Die letzte Formalität.

Von **Catulle Mendès.**

Wahrhaftig! sagte Colette, unsere Freundin Zo hat im vorigen Jahr eine sehr vernünftige Vorlesung über die Kunst sich zu entkleiden gehalten; ich glaube, sie hat die Frage sehr gründlich behandelt.

— Und in voller Kenntniß der Sache, bemerkte Lila.

— Ihre Erfahrung in Liebes-Angelegenheiten verkleinert nicht ihr Verdienst als Vorleserin; die ausdauerndste Praxis verleiht nicht Jedermann die Fähigkeit, die allgemeinen Regeln aus der Praxis abzuleiten. Es gibt Frauen, die sich täglich vier- oder fünfmal entkleiden und dennoch ganz unfähig wären zu lehren, wie man es anfangen müsse, ohne Verstoß gegen den guten Geschmack ein Mieder oder einen Rock abzulegen.

— Du hast Recht; Zo hat sich in dieser Sache als sehr tüchtig erwiesen. Was mich betrifft, so will ich ohne Schwierigkeit gestehen, daß ich aus ihren Grundsätzen Nutzen gezogen habe, zur großen Zufriedenheit all' der jungen Leute, die mich nöthigten, sie anzuwenden.

— Ich kann Dasselbe sagen; und darum bedauere ich, daß unsere Freundin auf halbem Wege stehen geblieben.

— Was willst Du damit sagen, Colette?

— Ei, es ist sicherlich ein großer Gewinn zu wissen, durch welche Heuchelei von Scham, durch welch' geschicktes Gemisch von Gewähren und Verweigern, durch welches Spiel der Hände, die abwehren und helfen zugleich, man die absichtlich verzögerte Minute versüßen muß, wo endlich Nesteln und Bänder gelöst werden. Ein Zuviel oder Zuwenig an Widerstand wäre geeignet, den entschlossensten Liebhaber zu entmuthigen oder zu enttäuschen; es wäre schrecklich, wenn die Ungeschicklichkeit einer Spitze, die an einem Knopfe eines Ueberziehers hängen geblieben, oder einer Tournüre, die über den Teppich rollt, den Lippen, von welchen man einen Kuß erwartet, ein Lächeln entlocken würde. Allein, nach den Schwierigkeiten des tadellosen Entkleidens gibt es andere, vielleicht noch schrecklichere Schwierigkeiten.

— Du ängstigst mich, Colette! Welche denn?

— Ich bin verwundert, daß Du darüber nicht schon ernstlich nachgedacht hast. Höre mich an! Ich nehme an, daß die Stunde naht, in der Du nichts mehr Demjenigen verweigern wirst, der durch den Freimuth und die Dauer seiner Anbetung Deine Gunst verdient hat.

— Nehmen wir an.

— Du hast ihm nicht verboten, Dir in das — für ihn bisher unzugängliche — Zimmer zu folgen, welches Deine Niederlage und seinen Sieg sehen wird.

— Sehr wohl.

— Nach und nach, den Rathschlägen Zo's folgend, hast Du es gestattet, daß eine Hand, gegen deren Ungestüm es keinen Widerstand gibt, über alle Knöpfe, Schleifen, Nesteln triumphire.

— Natürlich.

— Oh nein, nicht so ganz natürlich. Du hast Dich dermaßen zu beherrschen gewußt, obgleich Du eine Miene machtest, als hättest Du den Kopf verloren, daß die Dinge sich ganz nach Wunsch abspielten und es für die Begierde des bevorzugten Liebhabers keine Enttäuschung gab. Kurz: Du hast nicht einen einzigen Fehler begangen.

— Nicht einen einzigen.

— Nun wohl, antworte mir: was bleibt Dir in einem solchen Augenblicke noch zu thun?

— Eine seltsame Frage, entgegnete Lila mit einem sehr geschickt nachgeahmten Erröthen.

— Ich rede ganz ernsthaft, fuhr Colette in strengem Tone fort, und ich bitte Dich, in diese theoretische, sehr wichtige Erörterung die lieblichen, aber nicht hieher gehörigen Frivolitäten Deiner Erinnerungen und Hoffnungen nicht hinein zu mengen. — Du hast aufgehört, bekleidet zu sein — das Mehr oder Weniger der Entkleidung hängt von stets wechselnden Umständen ab — Du hast also aufgehört, bekleidet zu sein, und der Anbeter preßt Dich, rasend vor Leidenschaft, in seine Arme. Was bleibt Dir in diesem Augenblicke zu thun? ich frage Dich noch einmal.

Lila betrachtete mit ihren schönen Augen erstaunt ihre Freundin.

— Es bleibt Dir noch übrig, fuhr Colette fort, in das Bett zu steigen, das in seiner Blüthenweiße sich im Hintergrunde des Zimmers erhebt. Und gerade in dieser scheinbar so einfachen Bewegung muß man die schlauesten und komplizirtesten Künste gebrauchen. Sich den umschlingenden Armen entwinden, das Lager besteigen, zwischen die Bettdecken schlüpfen: Alldies ist nicht schrecklich für solche Personen, die selbst in den Augenblicken der äußersten Verwirrung daran denken, die volle Harmonie der Eleganz zu beobachten, die durch keine Ungeschicklichkeit, durch keine Gemeinheit sich des Glückes, welches sie hoffen, unwerth erweisen wollen. Es gibt Frauen, die zu dem Bette laufen, sich auf dasselbe werfen, daß es in allen Fugen ächzt, sich darin geräuschvoll herumwälzen und unbändig lachen. Pfui über die Häßlichen! Eine solche Frechheit verdient allen Tadel. Andere flehen, daß man nicht hinschaue und sinken so auf das Lager hin und stecken den Kopf zwischen die Kopfkissen, rollen sich unter den Decken zusammen, daß sie eine unförmige Kugel bilden. Wieder Andere spielen — sehr zur Unzeit — die Entsetzten, beginnen von neuem einen Widerstand, der nicht mehr am Platze ist; vergessen, daß man bei diesem Punkte der Niederlage angelangt von dem Sieger keinerlei Fortsetzung der Anstrengungen verlangen soll, bei welchen er nur unnützerweise seine Kräfte verschwenden würde; Schritt für Schritt weichen sie vor dem heftigen Ansturme zurück, klammern sich an die Möbel, an die Vorhänge und riskiren in solchen Stellungen zu Falle zu kommen, in welchen es ihnen unmöglich ist, ihre Reize zur Geltung zu bringen. Solche kann ich nur beklagen! Denn eine lächerliche Bewegung kann unter solchen Umständen einen Liebhaber um alle Begeisterung bringen, und nach der Meinung von Leuten, die mit einigem Zartsinn begabt sind, kann man unmöglich solche Personen lieben, die es nicht verstehen, zu Bette zu gehen.

Lila ließ ein leises Kichern vernehmen.

— Es liegt einige Wahrheit in dem, was Du sagst. Allein, Du zeigst nur die Gefahr, ohne ein Mittel zu nennen, wie man derselben entrinnt. Wie muß man zu Bett gehen, Liebste?

Colette fuhr in ernstem Tone fort:

— Die kleine Jo, in diesen Dingen sehr kompetent, hat eine Art des Benehmens ersonnen, von welchem sie behauptet, daß es sich stets bewährt habe. Sie sorgt dafür, daß die Entkleidung in unmittelbarer Nähe der Lampe oder des Armleuchters stattfinde; und wenn die letzten Hindernisse genommen sind, bläst sie das Licht aus, mit einem lauten Gelächter, oder mit einem leisen Schrei des Schreckens, je nach dem frivolen oder sentimentalen Charakter Derjenigen, denen sie Zutritt zu ihrem Schlafzimmer gestattet hat. Die Dunkelheit breitet einen nachsichtigen Schleier über alle möglichen Ungeschicklichkeiten.

— Ei, ei, der Vorgang hat sein Gutes.

— Wird aber nicht allgemein angewendet. Denn schließlich kommt es vor, daß man, um dem Anbeter seine Huld zu bezeigen, nicht erst wartet, bis die Lampen angezündet werden.

— In der That, Alles kommt vor, sagte Lila resignirt.

— Und dann zeugt Jo's Mittel von einer Mattherzigkeit, die wohl geeignet ist, allen kühnen Seelen zu mißfallen, welche den Gefahren Trotz bieten wollen. Dieses Mittel weicht den Schwierigkeiten aus, anstatt sie zu bekämpfen.

— Ich gebe Das zu. Aber weißt Du andere Mittel, welche vornehmer und doch ebenso zuverlässig wären, wie dieses?

— Manche heucheln eine Ohnmacht in den Armen, die sie umfangen, eine Ohnmacht, welche einem *noch* berechtigten Ueberreste von Schrecken, oder einem *schon* berechtigten Beginn von Wonne zugeschrieben werden kann. Anfänglich etwas überrascht, hat der Liebhaber alsbald nichts Anderes zu thun, als die junge Frau davonzutragen . . .

— Und es ist Alles auf das Beste bestellt in dem zärtlichsten der Alkoves. Allein, dieser Vorgang scheint mir, wie der andere, den schweren Fehler zu haben, der Gefahr aus dem Wege zu gehen, anstatt sie zu beschwören. Das ist ein durch List erzielter Erfolg.

— Du hast Recht, Lilettchen; ich lobe Dich ob solcher hochherziger Gesinnung.

— Wozu soll man sich also entschließen? Und was thust Du selbst, Colette, wenn ein bedauerliches Zusammentreffen von Umständen Dich in die Nothwendigkeit versetzt, die letzte Formalität zu erfüllen, die uns mit Recht ängstigt?

— Ach, ich erniedrige mich zu keinerlei List! Ruhig trotze ich dem Tageslichte, den brennenden Lampen, den brennenden Blicken.

— Und Du ziehst Dich mit Ehren aus der Verlegenheit?

— Ich hoffe es, sagte Colette mit liebenswürdiger Bescheidenheit.

— Erkläre Dich.

— Nun höre! Wenn ich nichts mehr zu geben habe, was ich nicht versprochen hätte; wenn die Seidenstoffe, die Spitzen, die Mousselinen in wohlberechneter Unordnung auf dem Teppich des Zimmers herumliegen; wenn Derjenige, den ich erkoren habe, mir schon dankt für das ihm bevorstehende Glück, entschlüpfe ich lächelnd und erröthend zugleich seinen Armen, und indem ich ein wenig die Stirne neige unter meinen Haaren, die genügend lose sind, um meine von möglichen Thränen feuchten Augen zu verbergen, aber nicht genügend, um mein Lächeln zu verbergen; und indem ich in schamhaftiger Geberde meine Hände über meiner Brust kreuze, einen leisen Schauer nachahmend, der mir bald da bald dort einen rosigen Fleck auf die Haut zaubert, entferne ich mich langsam, sehr langsam, halb abgewendet, und wenn der Freund in seiner höchsten Liebesgluth mich früher erreichen will, als sich geziemt, halte ich ihn mit einer stummen Bitte zurück, in welcher die unwiderrufliche Gewährung die Scheu, den instinktiven Widerstand mildert. Oh, ich hüte mich wohl, mich zu beeilen; denn allzu große Eile würde ihm eine Leidenschaft enthüllen, über welche er einstweilen noch in Ungewißheit sein soll; aber ich halte niemals inne, denn ein allzu deutliches Zögern würde ihm vielleicht zu denken geben, daß er noch nicht genug geliebt sei. Meine nackten Füße treiben in rythmischer Bewegung einander vorwärts, mit einem Aneinanderstreifen, dessen leises Geräusch er hört. Die Langsamkeit meines Ganges gestattet ihm — ohne merken zu lassen, daß es absichtlich geschieht — Alldas zu bewundern, was er alsbald besitzen soll. Doch jetzt stößt mein Bein an das Rosenholz des Bettes. Ich war darauf gefaßt, denn ich wußte ja, — da ich meine Schritte gezählt und gemessen hatte — in welcher Entfernung ich mich von dem Alkove befand. Dann mache ich eine plötzliche Bewegung,

eine halbe Wendung, während welcher meine zurückgeworfenen Haare sich wie eine braune Fluth über meine Schultern ergießen, und mein Knie sich auf den Rand des Lagers stützt. Der Verliebte sieht — ich zähle darauf — den rosigen unteren Theil meines Fußes. Aber aus Furcht, daß sein Liebeseifer ihn zu einer Umarmung verleiten könnte, deren Augenblick noch nicht völlig gekommen ist, betrachte ich ihn flehend, das vom Haar umwallte Haupt ein wenig geneigt; und so tritt in der liebenswürdigsten aller Posen ein Augenblick der Unbeweglichkeit ein. Endlich stütze ich entschlossener das Knie auf das Lager, wobei meine Blicke noch immer die Annäherung verwehren; und nun mache ich — ohne den Freund länger anzublicken — noch eine Wendung, wobei mein ganzer Körper sich streckt, daß er fast mit dem Battist der Betttücher in Berührung kommt; diese Bewegung muß langsam genug ausgeführt werden, damit er, ehe ich vollends hinsinke, Zeit finde, den Arm um meinen Leib zu legen und seine Lippen an meinen Mund zu pressen.

— Das ist unstreitig eine sehr scharfsinnige Kriegslist, sagte Lila, — und sie muß wohl den anspruchsvollsten Leuten sehr angenehm scheinen.

— Du schmeichelst mir, Liebste. Indeß rathe ich Dir, einen Versuch damit zu machen; ich denke, Du wirst es nicht zu bereuen haben. Aber hast Du nicht selbst auch irgend eine feine Art ersonnen . . .

— Zu Bett zu gehen? Leider nein!

— Du bist doch sonst so klug . . .

— Oh, an Klugheit mangelt es mir nicht, aber an Gelegenheit.

— Ich verstehe Dich nicht, Lilettchen.

— Mein Gott, mich verfolgt ein Verhängniß! Die jungen Leute, welchen ich gefalle, haben sich stets ganz außerordentlich ungeduldig erwiesen und jedesmal, wenn ich nach der Entkleidung mich anschicke, die letzte Formalität zu erfüllen — läßt man mir keine Zeit dazu.

Unergründlich ist Dein Auge.

Unergründlich ist die Meerfluth,
Mag der Sturm die Wellen jagen,
Mag sie still den Glanz der Sonne
Widerstrahlend weiter tragen.

Unergründlich ist Dein Auge,
Magst Du zürnen wie Kriemhilde,
Mag in Deinem Blicke lächeln
Der Bejahung süße Milde.

Einmal hab ich's doch ergründet,
Las in Deinem Blick dem warmen,
— Gelt, Du weist es? — als Du sprachest:
Willst mich noch einmal umarmen?

C. A. v. B.

Im Theater.

— Oh, mein Herr! ich glaube gar, daß ich auf Ihrem Opernglase sitze!

— Beruhigen Sie sich, Madame, dasselbe hat schon ganz andere gesehen!

*

Cocottenwelt.

Ein junger Herr hilft einer Cocotte aus dem Wagen, die er nach dem Thiergarten spazieren geführt hat.

— Gib ihm ein gutes Trinkgeld, sagt das Dämchen.

— Eine Mark wird doch genügen für zwei Stunden?

— Gib ihm zwei Mark!

— Du bist sehr freigebig.

— (Zärtlich.) Es ist ja mein Vater.

*

Theaterdamen.

Die Herren plaudern im Foyer von der kleinen Ninon.

— Sie ist reizend! schnarrt ein kleiner Attaché; — aber ist sie auch entzündlich?

— Oh, sehr! erwidert ihm ein alter Diplomat, aber sie fängt nur an einer Tausendmark-Note Feuer.

*

Ein Philosoph.

Ein Gehörnter, der sich mit seinem Schicksal ausgesöhnt hat, setzte eines Tages vor mehreren Freunden seine Theorie folgendermaßen auseinander:

— Die Hörner sind wie die Zähne; der erste thut weh, sind aber mehrere da, dann helfen sie uns essen.

*

Bei der Versteigerung.

Ein prachtvolles Bett, aus dem Nachlasse einer berüchtigten Cocotte, kommt zur Versteigerung.

— Ein prachtvolles Bett! bemerkt Jemand; man sieht nur selten solche Betten.

— Kein Wunder, entgegnet sein Nachbar; — es ist von tausend und einer Nacht!

Das Losungswort.

Von Armand Silvestre.

I.

Gott sei Dank, die lächerliche Mode ist für immer verbannt, die aus den Frauen, wenn sie gingen, wandelnde Glocken machte. Das abscheuliche Kleidungsstück, das je nach der Zeit und Form Reifrock, Crinoline, Tournüre geheißen hat, ist aus der weiblichen Toilette verschwunden. Der glorioſe Tobias, den die Damen unter ihren Röcken mit sich herumtragen, hat endlich gemerkt, daß er keines Visirs an seinem Helme bedarf, um sein einziges Auge vor dem Miste der Sperlinge zu schützen. Wir sind zu den schönen Ueberlieferungen der Madame Tallien zurückgekehrt und künftig werden die knapp anliegenden Stoffe bewirken, daß uns nichts verloren gehe von jenen schönen rückseitigen Wellenbewegungen, welche bei den Sonntags-Spaziergängen das Entzücken der Junggesellen ausmachen.

Die Frauen versuchen es immerhin uns in diesem Punkte zu täuschen, wie dies ja das ewige Metier der Evastöchter ist. Diejenigen, welchen die natürliche Fütterung der leichten Kleidung fehlt, thun so, als ob dies eine Schönheit mehr wäre, die höchste aristokratische Unterscheidung. Sie thun, als wollten sie dieses Nichts noch enger einschließen, in eine Art von Walzwerk pressen. Allein, die Freunde des Plastischen lassen sich durch ein solches interessirtes Sophisma nicht täuschen; sie bleiben treu ihrer aus der fröhlichen Jugend herüber geretteten Anbetung für die Venus Kallipygos; als erfahrene Wanderer, die sie sind, hüten sie sich wohl, an diesen nur zu sehr verschlossenen Thüren anzuklopfen, wo ihrer — wie sie sehr wohl wissen — nur eine schlechte Fastenkost harret. Sie überlassen diese mageren Herbergen solchen Reisenden, denen ihre geringeren Mittel keine größeren Ausgaben gestatten.

Ich wage zu behaupten, daß Frau Rascaſſou geeignet war, das lebendige Ideal dieser Anbeter des Plastischen zu bilden. Wenn sie am Donnerstag oder Sonntag durch die Straßen ging, rief sie eine Revolution in den Herzen der reiferen Jugend hervor, die an solchen Tagen die Schule schwänzen durfte. Indem sie so dahin trippelte, wackelte ein Riesenapfel hinter ihr einher, sicherlich derjenige, welcher unseren Urvater Adam im Paradiese in Versuchung geführt hat.

Obgleich unser Freund Cadet-Bitard seit mehr denn fünfzehn Jahren seine Rhetorik absolvirt hatte, wurde er nichtsdestoweniger mächtig angezogen durch dieses sardanapalisch-fleischliche Schauspiel, durch diese Verkörperung der Wahrheit und Gesundheit. Er folgte der Madame Rascaſſou und gestand ihr seine plötzlich erwachte Leidenschaft, erkundigte sich mit sympathischem Interesse nach ihrer gesellschaftlichen Stellung und erbat sich von ihr sogleich die Gunst, ihrem Gatten vorgestellt zu werden. Zwei Tage später war er Genosse des Hauses, zu Tisch und Bett. Herr Rascaſſou war ein Müßiggänger, der sich zuhause schrecklich langweilte und dem dieser unverhoffte Hausfreund ein großer Gewinn schien. Wußte er, daß diese Hausfreundschaft auf Kosten seiner Hausehre ging? Ich möchte gerne glauben, daß dem nicht so war, aber vielleicht zog er es vor, der Sache nicht auf den Grund zu gehen, um nicht genöthigt zu sein, der Lebensweise ein Ende zu machen, welche ihm das Wohlbehagen sicherte. Ohne den Lebens-Unterhalt dieses Ehepaares zu bestreiten, spielte Cadet-Bitard in ihrem Hause doch die Rolle des nothwendigen Luxus. In der Speisenfolge stellte er die Pastete und den Sekt dar, die nach dem spießbürgerlichen Rindfleisch so wohlschmecken. Sein heiteres Temperament hatte sogleich einigen Frohsinn in die Monotonie gebracht, die in jeder kinderlosen Ehe herrscht, wenn sie einmal die ersten drei Jahre überdauert hat. Rascaſſou, dem nichts geglückt war, obgleich er Marseiller war, fand überdies an ihm einen vorzüglichen Rathgeber, wie wir sogleich sehen werden.

II.

Eines Tages waren die Drei im Familien-Zimmer vereinigt. Der Kaffee dampfte auf dem Tische; Rascaſſou war in seine Zeitung vertieft, während die beiden Verliebten unter dem Tische allerlei harmlose Spiele trieben. Plötzlich machte Rascaſſou auf den Tod des berühmten Coiffeurs Ventalani aufmerksam. Das Blatt widmete dem edlen Perrückenmacher eine Notiz, in welcher der Ursprung seines Glückes erzählt wurde. Der drollige Kerl hatte eine Frau, eine braune Italienerin, deren Haar bis zu den Fersen reichte. Eines Tages kam er auf den Einfall, seine Frau mit aufgelöstem Haar in seinem Laden zur Schau zu stellen. Hinter den Scheiben der Thüre und der Fenster sah man die Italienerin ihr langes Haar gravitätisch spazieren führen. Einige Zeit später, als die Neugierde des ganzen Stadtviertels durch dieses Haarwunder auf das Höchste getrieben war, verkündete Ventalani, er sei der Erfinder einer Pommade, welcher dieses üppige Wachsthum ausschließlich zu danken sei. Das „philocome Ventalani“ ward zu einem Wundermittel, das „reißend“ abging. Es fanden sich sehr zahlreiche Tölpel, die das Knie, das auf ihren Schultern saß, Monate lang mit dieser Pommade einrieben, in der Hoffnung, daß Samsons Haarfülle hervorsprießen würde. Ihre Schädel blieben zwar kahl wie die Billardkugeln, aber Ventalani kaufte sich eine herrliche Villa und hatte, als er starb, ein Leichenbegängniß erster Klasse mit sechs Rappen und zwölf Bläsern, die mit Beethovens Trauermarsch die Mauern erzittern machten, überall wo der Kondukt vorbeikam.

— Und bringt Sie Das nicht auf eine Idee? fragte Cadet-Bitard seinen Freund Rascaſſou, als er diesen nach der Lektüre der Notiz nachdenklich dasitzen sah.

Rascassou gestand: nein. Er war, obgleich aus Marseille gebürtig, dumm wie ein Frosch. Madame Rascassou aber, deren Kopf so hell und offen war, wie der ihres Gatten dunkel und vernagelt, hatte sogleich begriffen.

— Cadet will damit sagen, mein Freund, — sagte sie — daß Du großen Nutzen ziehen könntest aus dem natürlichen Reize, den ich besitze — allerdings nicht auf dem Haupte, sondern anderwärts, und durch welchen ich mich auf der Straße so vortheilhaft bemerkbar mache. Du könntest Dich für den Erfinder einer neuen Art von „Mamilla-Milch" ausgeben, welche nicht die Haare wachsen macht, auch nicht die Brüste, sondern den Körpertheil, auf welchem man sitzt.

— Das „Pygophile Rascassou" müßte eine Quelle des Reichthums werden! rief Cadet-Bitard entzückt und begeistert aus, als er sich so rasch begriffen sah.

Und sogleich schob er dem verblüfften Rascassou ein Stück Papier und einen Bleistift hin und diktirte folgenden Prospekt:

„Unter der Menge von Erzeugnissen, welche die Wissenschaft der weiblichen Schönheit zur Verfügung stellt, wird seit langer Zeit eine Lücke schmerzlich empfunden. Diese Lücke ist nun ausgefüllt durch die geniale Erfindung des Doktors Rascassou von der Fakultät zu Calcutta. Trocknet euere Thränen, ihr geängstigten Mütter, die ihr ob des unzulänglichen Gesäßes euerer Töchter vergossen habt! Beruhigt euch, ihr Gatten, die ihr in schlaflosen Nächten nichts unter der Hand findet! Nach blos dreimonatlicher Anwendung verwandelt das „Pygophile Rascassou" die dürrste Engländerin in eine Venus Kallypigos. Der relativ hohe Preis des Mittels macht es nicht für Jedermann erschwinglich. Die einzige Niederlage ist bei dem Erfinder, der nebst einem, ebenfalls von ihm erfundenen Hinterbacken-Gradmesser (System Fahrenheit) dem Publikum ein durch sein Mittel vervollkommnetes lebendes Exemplar zur Verfügung hält, dessen überreiche Entwickelung keinen Zweifel an der Wirksamkeit seiner Erfindung bestehen läßt. Zu sehen täglich von 10—5 Uhr. Preis eines Fläschchens 50 Francs. Gebrauchs-Anweisungen werden auch mündlich ertheilt."

— Uff! ich habe den Schreibkrampf davon bekommen! seufzte Rascassou, indem er die Feder hinlegte.

III.

— Doch welches Vergnügen konnte Cadet-Bitard daran finden, den Hintern seiner guten Freundin alle Welt sehen zu lassen? wird man vielleicht fragen.

Mit Verlaub! Zunächst trug Madame Rascassou an ihrem Gürtel einen Zettel, mit der Inschrift: „Anschauen, aber nicht anrühren!" Ferner trug sie ein Tricot wie die Tänzerinen. Und endlich hatte Cadet-Bitard nicht die Absicht, sein ganzes Liebesleben der Madame Rascassou zu widmen; folglich wäre es von ihm sehr schlecht gewesen, das Glück dieses interessanten Ehepaares seiner Eifersucht zu opfern. Cadet-Bitard gehörte nicht zu den Egoisten dieses Schlages. Er wußte, daß er sich beglückt zurückziehen und einen Wohlstand zurücklassen werde, der ihm nichts gekostet haben wird.

In der That war Rascassou schon nach sechs Monaten genöthigt auszuziehen und nach einer eleganten Zwischenstock-Wohnung in einem der reichsten Stadtviertel zu übersiedeln. Der Staat erwies ihm die Ehre, ihm für gutes Geld ein Patent zu ertheilen. Das Mittel „Pygophile Rascassou" war bei Tage in Goldlettern, bei Nacht in transparenter Schrift zu lesen. Darunter stand geschrieben:

Rascassou, Erfinder, Lieferant des Sultans.

Dieser Einfall stammte ebenfalls von Cadet-Bitard, welcher auf den allbekannten Geschmack der Orientalen für gut gepolsterte Frauen spekulirte. Sechs Monate später mußte man abermals übersiedeln, um eine noch größere Wohnung zu beziehen. Alle unseren jungen Dämchen, welche thun, als wären sie sehr zufrieden, sich auf einen Fingerhut setzen zu können, eilten heimlich herbei, um den großen Erfinder Rascassou zu Rathe zu ziehen. Die Misses standen in langer Reihe vor der Thürklingel, das Gesicht mit den flüchtigen Rosen hinter dichten Schleiern verbergend. Rascassou mußte das ganze Erdgeschoß eines prächtigen Hauses miethen. Zu jener Zeit rieth ihm Cadet-Bitard, die Kundschaft der Aristokratie zu gewinnen, indem er dem lächerlichen Geschmack der letzteren eine Konzession machend, die Firmatafel durch ein Wappenschild ersetzt, welches in blauem Felde einen goldenen Halbmond mit aufwärts gerichteten Spitzen zeigt.

— Aber wird Das nicht zu besagen scheinen, daß ich ein Hahnrei sei? fragte Rascassou schüchtern.

— Nein, nein, Schwachkopf! erwiderte lebhaft seine Frau. Bist Du nicht der Lieferant des kaiserlichen Serails und ist der Halbmond nicht das Symbol des Islam?

— Und als Losungswort? fragte Rascassou weiter.

— Als Losungswort wählen Sie: Audacem fortuna juvat! entgegnete Cadet-Bitard.

— Was heißt Das?

— Das heißt: Auf diesem Wege gelangst Du zu allem Guten!

Aussprüche berühmter Geister über Frauen, Liebe und Ehe.

Schönheit und Keuschheit sind die schönsten Gaben,
Doch wird ein einzig Weib sie selten beide haben.

M. Zeiler.

*

Dem Weibe kann die Klugheit fehlen, jedoch niemals die List.

D. Haek.

*

Geduld ist eine Kunst, und eine von den schweren;
Die Weiber können sie nicht lernen, aber lehren.

Fr. Chr. Weißer.

*

Von Logik versteht die Frau nichts. Ihr müßt machen, daß sie will. Das ist alles.

A. Lindner.

*

Es gibt Mädchen, denen nur die Flügel fehlen, um vollständige — Gänse zu sein.

Hilarius.

*

Was soll der Jungfrauen Kranz? Es ist ein alter Brauch:
Wo Wein zu kaufen ist — da hängt ein grüner Strauch.

Greflinger.

*

Die Männer regieren die Welt und die Frauen ihre Männer. Was wollen sie noch mehr?

B. Goltz.

*

Eine Geliebte ist Milch, eine Braut Butter, eine Frau Käse.

Börne.

— Vielleicht, wenn Sie meinen Bruder als Kassier anstellen wollen, Herr von Lilienthal?

— Als Kassier? Nie! Das Durchbrennen muß ich mir selber vorbehalten.

Emmeline.

Von Th. de Banville.

I.

Was in die sogenannten galanten Verhältnisse sehr viel Zögern und sehr viel Kälte bringt, besonders dann, wenn sie von kurzer Dauer sein sollen, das ist — gestehen wir es nur — die ökonomische Frage. Die Frau frägt sich immer beklommen, ob sie so viel Gold erhalten werde, als sie verlangt, und der Mann möchte wissen, ob er nicht genöthigt sein werde, mehr Großmuth zu bethätigen, als er möchte. Es gibt da eine Lücke, welche weder die Gesetze, noch die Sitten auszufüllen vermögen, weil in dieser Art von Geschäften keiner der beiden Theile seinen Preiskourant auf der Stirne tragen kann.

Die berühmte Emmeline Simier, die an Alles denkt, hat auch daran oft gedacht; aber sie bewunderte es mit einem aufrichtigen Vergnügen, daß ein Mann so habe denken können, wie sie. Es machte denn auch einen sehr angenehmen Eindruck auf sie, als sie eines Tages eine Brieftasche mit hundert Stück Tausend-Francs-Billets erhielt und mit dieser großen Kleinigkeit einen Brief, in welchem Graf Anton Salvant sie um die Gunst bat, von ihr empfangen zu werden. Indem sie die Einfachheit dieses Vorgehens sehr löblich fand, war sie zugleich erstaunt darüber, daß dieser Unbekannte klug genug war, sein Geld nicht in Blumen oder Schmucksachen auszugeben; denn Diejenige, der man diese Nichtigkeiten schenkt, kann Hemden oder Röcke nöthig haben, die gerade so theuer zu stehen kommen, wie die Juwelen. Immerhin wollte sie näheren Aufschluß über den erwarteten Besucher haben und der Zufall war ihr günstig, denn sie wandte sich gerade an Paul Hermozé, der jeden Sommer einige Monate in der Auvergne zubrachte, bei einem seiner Oheime, dessen Freund und Gutsnachbar der Graf Anton Salvant war.

Liebste Frau, sagte er, Graf Anton ist eine der seltensten Erscheinungen unserer Zeit, denn er besitzt Weisheit und Glück. Ich weiß nicht, aus welchem Anlasse Sie sich über ihn erkundigen. Sicher ist, daß Sie ihn niemals kennen lernen werden; unter allen Lebenden ist er der Einzige, für den sie nichts zu thun vermögen. Dieser Landedelmann sitzt das ganze Jahr auf seinem Schlosse und ist verheirathet mit einer schönen und kräftigen Frau, die er anbetet. Alle Beide reiten wie die Büffeljäger, schwimmen wie die Fische und klettern auf den Bergen herum wie die Gemsen. Sie lesen mit Genuß die Werke der Poeten, verstehen verschiedene Sprachen und sind tüchtige Musiker. Graf Anton ist stark wie ein Stier und flink wie ein Akrobat. Wie einst Milon von Kroton könnte er einen Ochsen auf den Schultern davon tragen, ihn mit einem Faustschlage tödten und — wenn er sich ein wenig anstrengt — auch verzehren. Überdies ist er seiner Frau peinlich treu und er würde

sich abwenden, um nicht von Rhodope oder Kleopatra geküßt zu werden, wenn diese noch lebten. Die Gräfin Catharina — seine Gemahlin — ist allerdings frisch und rosig, stets gesund und heiterer Laune.

— Alle Wetter! sagte sich Emmeline, — das ist einmal ein Käufer, der meine Waare zu schätzen wissen wird.

II.

Am folgenden Morgen hatte sie eine elegante, harmonische, geschmackvolle Toilette gemacht, mit welcher jede Scene gespielt werden konnte; und geschmückt mit ihren prächtigen Haaren, war sie auf alle Möglichkeiten vorbereitet, war sie gefaßt darauf, erobert oder respektirt zu werden, wenn dies dem Besucher so gefiele, oder auch über den Haufen gerannt zu werden, wie in einer eroberten Stadt, oder endlich — was aber wenig wahrscheinlich war — daß man in wohlgesetzten Worten, mit allen Künsten des Styls ihr huldigen werde. Als Graf Anton Salvant kam, fand er sie vollkommen gerüstet.

— Madame, sagte er nach den ersten Begrüßungen, ich komme Sie zu bitten, daß Sie für mich etwas thuen, was man niemals thut.

— Ach, sagte Emmeline mit einer liebenswürdig-schamlosen Bescheidenheit, das sind ja eben die Dinge, die ich thue.

— Wahrheiten sind es, die ich von Ihnen wünsche, fuhr der Graf fort.

— Wenn ich sie weiß, stehen sie Ihnen zur Verfügung, entgegnete Emmeline. Allein, Herr Graf, in dieser großen Stadt sind die Wahrheiten das Seltenste und ebenso schwer zu beschaffen, wie frische Eier.

— Nun wohl, sagte der Graf, ich habe in meinem Leben nichts gesehen und lebe wie ein Wilder in den Wäldern. Aber ich lese daselbst und lese unter Anderem auch die neuesten Romane, in welchen oft Schönheiten gezeigt und studirt werden, welche, den Diamanten gleich, Haufen Goldes werth sind und auch erlangen. Es gibt in diesen Schilderungen augenscheinliche Übertreibungen, deren relative Wahrheit ein solcher Leser unmöglich feststellen kann, dem die Beweisstücke fehlen und stets fehlen werden. Kurz: von Ihnen, die Sie für die gescheidteste und geistvollste der Frauen gelten, möchte ich erfahren, was es Wahres gibt in den Courtisanen-Figuren welche die Romanciers uns vorführen?

— Stellen wir vor Allem die Frage richtig, dann wird sich auch die Antwort finden. Die Literatur in allen ihren Formen ist zu allen Zeiten durch den Gemeinplatz und durch den Aussatz der Sentimentalität verzehrt worden; denn was die ganze zivilisirte Menschheit charakterisirt, ist, daß sie romantisch angekränkelt ist. Um in ihrer Wirklichkeit gezeigt zu werden, müssen die Perlentrinkerinen, die Aspasien von heute durch eine aus der Zunft geschildert werden, wenn meine Genossinen zu schildern verständen. Dies ist es aber gerade, was wir nicht verstehen und was ich auch nicht verstehe.

— Ich denke, Sie sind zu bescheiden, sagte der Graf.

— Da Sie es verlangen, fuhr Emmeline fort, werde ich versuchen, den Ozean in einen Fingerhut zu füllen und alle Kameele durch ein Nadelöhr zu treiben. Es wäre kindisch, wenn ich erst bestätigen wollte, was ja offenkundig ist, daß nämlich die Courtisane für die Liebesfreuden dasjenige ist, was der Maler für die Malerei und der Musiker für die Musik. Allein, der geschickteste Arbeiter ist im Grunde nicht viel und nicht darin liegt die wahre Größe der Courtisanen. Der große Vorzug, den sie in Wirklichkeit besitzen, ist nicht ausschließlich ihnen eigen. Es ist eine durch und durch pariserische Tugend und sie gehört allen denen an, die da denken, arbeiten, sich abmühen in dieser Riesenstadt, wo die Moden, die Freuden, die Wunder, die Ideen für den übrigen Theil der Welt fabrizirt werden. Diese Tugend kann in den wenigen Worten formulirt werden: das Gegentheil des Egoismus.

— Ich fange an zu begreifen, sagte der Graf.

III.

— Ja, fuhr Emmeline fort, alle diese Eisen- und Goldschmiede, alle diese Leinen- und Seidenweber, alle diese Maler, Bildhauer, Poeten, Schönredner, Spötter, die mit dem Worte Welten schaffen, alle diese sichtbaren Dämonen der Pariser Seele arbeiten für die Freude, für das Entzücken, für die Wollust aller Wesen und niemals für die eigene Befriedigung. Und dies aus tausend Gründen, deren geringster schon entscheidend ist. Es gibt keinen Einzigen unter diesen, dem die Werkzeuge seines Metiers nicht mehr kosten würden, als sein Metier ihm einträgt. Der Maler hält ein Atelier, dessen Kosten hinreichen würden, eine zahlreiche Familie zu ernähren, und verwendet zahllose Stangen Farben, die Stange zu 15 Francs. Man braucht einen Palast, um ein Zeitungsblatt herzustellen, das um einen Sou verkauft wird, oder für zwei Sous Zwirn zu verkaufen. Es gibt Zahnkünstler, die jahraus jahrein 75,000 Francs erwerben, so viel, als Herr Vanderbilt für ein Gemälde zahlt; aber sie würden nicht einen einzigen Zahn zu ziehen bekommen, wenn sie nicht eine königliche Behausung hätten, mit Möbeln im Geschmack der Renaissance, mit kostbarem Porzellan und kostbaren Büchern auf holländischem Papier und mit Goldschnitt; der Ruhm und die Herrlichkeit all' dieser Leute führt zumeist zum Bankerott. Aber was liegt daran? sie haben sich allen Sinnen, allen Geistern gewidmet; sie dienen der Aufgabe, die ungeheuere Genußsucht des Menschengeschlechtes zu befriedigen.

Jawohl, diejenigen, die die Reichthümer, die Schätze und das Entzücken Aller hervorbringen, haben nichts für sich und werden nichts haben, weil sie zu arm sind, und der große Maler Ingres durfte sich mit Recht rühmen, nie mehr als 30 Sous täglich erworben zu haben. Aber selbst wenn die Künstler des Schönen reich wären, anstatt arm zu sein, wenn sie Schätze erübrigen könnten, anstatt Schulden zu erübrigen, wären sie dennoch nur die von Allem Ausgeschlossenen, wären sie doch nur Märtyrer. Denn jedes Behagen setzt Ruhe, Trägheit, Muße voraus, um es zu genießen, — und wann können diese ewig an der Esse stehenden, in Schweiß gebadeten Schmiede eine solche Stunde finden? Nun denn: was für alle diese gilt, das gilt noch tausendmal mehr für die Verkäuferin von Küssen und Liebesfreuden.

— Wenn ich Sie recht verstehe, sagte der Graf, gibt die Courtisane ihren Leib, ihren Geist, ihr ganzes Wesen her, und hat nichts dafür?

IV.

— Sie hat weniger denn nichts, sagte Emmeline, und es mangelt ihr an Allem. Sie muß ein Kleid um tausend Francs am Leibe haben, damit man ihr einen Blumenstrauß um 20 Francs anbiete. Fortwährend damit beschäftigt, die Sinne Anderer zu sättigen, bleiben die ihrigen ungesättigt. Doch dies bezieht sich nur auf die unmoralische Seite unseres Lebens, die ja nicht ins Gewicht fällt; mit der moralischen Seite verhält es sich noch ganz anders. Gleich wie der Körper der Courtisane ein Komödiant ist, muß ihre Seele eine Komödiantin sein. Sie muß nicht blos das Vergnügen geben und wiedergeben, diese liebenswürdig-niedrige Sache, welche Corneille mit einem sehr glücklich gewählten Ausdruck „einen eitlen Kitzel" nennt, soudern auch noch die zauberische, balsamische Illusion, ohne welche ja das Leben schrecklich wäre. Diese „Illusionistin" muß, wenn sie wen immer zum ersten Male sieht, sofort errathen, für welches Ideal dieser Unbekannte schwärmt, und um sich diesem Ideal anzupassen, muß sie sich verwandeln, umgestalten, neu schaffen, tausend und aber tausendmal, als hätte sie die Macht einer Göttin.

— Ach, Madame! rief der Graf aus, während ich mit naiver Bewunderung Ihnen zuhöre, bemerke ich jetzt erst zu meiner großen Überraschung, daß Sie nicht geschminkt sind?

— Wie dies bei den Künstlern aller Professionen vorkommt, sagte Emmeline. Was man sich von uns vorstellt, ist das gerade Gegentheil von dem, was wir sind. Als Sie hier eintraten, waren Sie wohl überrascht, ein Mobiliar zu sehen, das stylgerecht ist in der Form und sehr einfach in der Ausschmückung. Nun denn, ich bin wie meine Behausung, ganz und gar nicht geschminkt. Um mein Gesicht zu waschen, benütze ich nichts als frisches Wasser. Ach, wir sind froh, wenn wir unserer Höflichkeiten uns entledigen können, und als die wahren Damen der Gesellschaft uns unsere Parfümflaschen, Schminktiegel und bunten Kleider nahmen, überließen wir sie ihnen herzlich gerne. Es bleibt uns noch immer etwas, was sie uns nicht nehmen können.

— Was denn? fragte der Graf Salvant.

— Die Schönheit, sagte Emmeline. In den Gemächern mit den niedrigen Plafonds, wo die Gemeinplätze gedeihen, wo die Lungen und die Gedanken der freien Luft entbehren, kann die Schönheit nicht geboren werden, nicht gedeihen, nicht andauern. Ich gebe zu, daß die Schönheit und die Kraft gewisser aristokratischer Typen wie durch ein Wunder sich durch die Jahrhunderte erhalten; aber nichtsdestoweniger heischt die Schönheit, um geboren zu werden, den gesunden und kräftigen Körper einer Tochter aus dem Volke, welcher zuerst durch harte Arbeiten flink gemacht und dann durch eine spezielle Erziehung und durch eine kostspielige und scharfsinnige Kultur verfeinert worden. Um gebratene Wachteln zu erhalten, muß man zunächst Wachteln haben und sie dann braten lassen.

— Madame, sagte der Graf, indem er sich erhob, um zu gehen, ich bin Ihnen unendlich verbunden. Sie haben nach Ihrem besten Können mir Aufschluß gegeben über die Frage, die mich beschäftigte und künftig nicht mehr beschäftigen wird. Über den Punkt, um den es sich handelte, haben Sie mir Alles gesagt, was nur gesagt werden konnte.

— Das heißt: so viel wie nichts, schloß Emmeline.

Nach den Flitterwochen.

Es waren viel heitere Stunden,
Die ich mit Dir hab' verlebt,
Hab' Manches gar selig empfunden,
Was nicht durch den Sinn mir geschwebt.

Hab' Manches erdacht und ergrübelt
Und Dir es dann fröhlich gesagt
Und nie hast Du mir es verübelt,
Wenn etwas nicht ganz behagt.

Und war auch mitunter bezüglich
Ein Wort, ein Wink oder Blick,
Dann lächeltest Du nur vergnüglich,
Mit vielem Verständniß und Chic.

So lebten wir Beide behaglich
In den ersten Wochen der Eh',
Und nichts auf der Welt war uns fraglich
Und nichts auf der Welt that uns weh'.

Doch jetzt muß ich scheiden mich lassen,
Verzweiflung langsam mir naht,
Denn Du gibst, trotz all' meiner Bitten,
Stets Zucker in den Salat!

Ignaz Pauer.

Das Recht zu lügen.

Von

D. de L.

Es war ein herrlicher Sommertag. Drei Offiziere der Garnison von Stockholm frühstückten auf der Terrasse eines Restaurants im Djurgarden. Diese reizende Insel, welche für die schwedische Hauptstadt so viel und noch mehr ist, als der Prater für Wien, als der Thiergarten für Berlin, als das Boulogner Gehölz für Paris und der Hyde-Park für London, — diese wunderbare Waldinsel also prangte im Festkleide. Ein an Venedig erinnerndes reges, fröhliches Treiben herrschte auf den Kanälen; auf den blühenden Ufern und zwischen den leierförmigen Blumenbeeten gab es eine heitere, bunte Welt von Sommertoiletten und Militär-Uniformen; da spielte eine Regiments-Musik, dort ließen die Bläser des Flotten-Arsenals sich vernehmen. Überall ging es hoch her, im Manegen, in der Alhambra, in Novilla, Tivoli, Hasselbacken und wie die Vergnügungs-Lokale alle heißen, die zwischen der Villa Hammer und der dem Dichter Bellmann gewidmeten ehrwürdigen Eiche zerstreut liegen.

Der junge Lieutenant Adolf Rydberg, ein hübscher Blondin mit feinem, krausem Schnurbart, hatte keinen Blick für das großartige und erheiternde Bild. Er frühstückte, und benebelt vom Sekt und Cognac begann er zu renommiren. Er brüstete sich, eine hochgestellte fremde Dame, die russische Fürstin Margherita Warsileff, die Tochter einer vornehmen Mailänder Familie, erobert zu haben.

— Ja, ja, versicherte Rydberg, ich bete sie an und besitze sie. Ja, ihr allein gehört meine Liebe! O, meine Freunde, welch' ein Ungestüm! Man müßte ihr Zügel anlegen . . . Ich bin matsch . . . ich habe das Fieber davon . . . ich bedarf der Ruhe . . .

— Prahlhans! sagte der Major Stora. Sie schneiden auf. Die Fürstin gilt für die treueste der Ehefrauen.

— Gewiß, bekräftigte der Kapitän Blaten; der Fall einer solchen Frau scheint mir unmöglich.

— Ich schwöre Ihnen, meine Herren, daß die Fürstin Warsileff meine Herzensdame ist. Wenn ich den Beweis zu führen hätte, würde ich nur ein gewisses Schönheitsmal enthüllen, daß sich an einem herrlichen Theile ihres Körpers befindet.

— Wo denn? fragte der Kapitän.

— Unterhalb der rechten Hüfte.

— Das ist drollig! riefen die zwei anderen Offiziere.

In diesem Augenblicke erhob sich am benachbarten Tische ein hochgewachsener Herr und trat leichenfahl, mit bebenden Lippen vor den Lieutenant Rydberg hin.

— Mein Herr, sagte er, ich bin der Fürst Loris Warsileff, und die Frau, von der Sie sprachen, ist die meinige. Von zwei Dingen eines: Entweder sind Sie ein Verläumder und ich werde Sie heute Abend ohrfeigen und morgen Ihre Zeugen erwarten; oder Sie haben mir meine Frau genommen, und dann werde ich, der betrogene Gatte, unter einem mir beliebigen Vorwande Genugthuung fordern.

— Ich stehe Ihnen zur Verfügung, mein Herr.

— Verstehen Sie mich recht! Ich will entweder meine Schande oder Ihre Lüge erwiesen sehen.

Hierauf wandte der Fürst Warsileff sich an die Kameraden des Lieutenants und sagte:

— Meine Herren, ich werde Ihnen zwei meiner Freunde senden, den Grafen Paschkoff und den Baron Nystroem. Sie werden alle vier zu mir kommen und ich werde Sie in die Lage versetzen, das Vorhandensein oder Nichtvorhandensein des Schönheitsmales zu konstatiren.

Die Herren Stora und Blaten versprachen, nach dem Palais Warsileff zu kommen, und der Fürst beeilte sich, seine Zeugen aufzusuchen.

* * *

Am Ufer des Saltsjoen-Sees, zwischen den zahlreichen kleinen und großen Inseln und den mehr minder gefährlichen Klippen dieser herrlichen Bucht steht das wunderbare Palais Warsileff. Hier nimmt der Fürst alljährlich Sommer-Aufenthalt mit der Fürstin Margherita, einer braunen, lachenden Italienerin, die der Stolz und die Freude des Hauses ist. Hat die Dame wirklich die Gattenehre befleckt? Der bloße Verdacht erpreßt dem Gatten bittere Zähren, und die Furcht, sein Glück zu zerstören durch beschämenden Argwohn und durch eine ungeheuerliche Probe, durchwühlte wie mit glühenden Zangen seine Brust. Wäre es in Wahrheit möglich, daß eine Warsileff sich durch die Berührung eines Rydberg besudelt habe?

Er, Warsileff, zeigte sich galant, frei von jeder spießbürgerlichen Eifersucht und gestattete seiner angebeteten Frau volle Ungebundenheit. Er gehörte nicht zu jener Gattung von Ehemännern, die irgend einen Winkelagenten dafür besolden, daß er ihre Frau überwache. Er hatte nach den Respekt und das Vertrauen in die Heiligkeit der Freundschaft und in die Unverletzlichkeit der Liebe und Ehe.

O Margherita! Ist es wirklich wahr, daß Du den blonden Kopf des kleinen Schweden dem Riesenbarte Loris Warsileff's vorgezogen hast? Ist es wahr, daß Du bei den Küssen und Liebkosungen Adolfs Erholung suchst, wenn die Eisenarme des russischen Kolosses Dich freigegeben haben?

Ist es möglich, Italienerin, arme Seele der lateinischen Race, daß Du Dich nicht in Übereinstimmung befindest mit deinem Herrn und seinen sechs Jahrhunderten? Ein Offizier hat gewagt zu schwören: „Die Fürstin hat ein Schönheitsmal unterhalb der rechten Hüfte.“ Er kennt sie also genau, denn nur ein angebeteter Geliebter kann das Geheimniß verrathen, welches dem nur zu diskreten Gatten bisher unbekannt gewesen.

Als Loris Warsileff nach seinem Palais zurückkehrte, ließ die Fürstin sich eben ankleiden.

— Bitten Sie meine Gemahlin, sie möchte mich sogleich empfangen, befahl er einer Dienerin.

Dann schickte er alle Dienerinen fort und trat bei der Fürstin ein, die sich noch in ihrem Toilette-Zimmer befand. Als er nach einigem Zögern gewisse Hüllen entfernte, sah er unterhalb der rechten Hüfte das Schönheitsmal und nur schwer konnte er einen Wuthschrei unterdrücken.

— Margherita, Sie haben einen Geliebten!

— Mounsignor! . . .

— Sie haben einen Geliebten und er heißt Adolf Rydberg!

— Per la Madonna, Sie beschimpfen mich, Fürst!

— Schweigen Sie!

Nachdem er seiner Gemahlin geboten hatte, im Palais zu bleiben, und seine ferneren Weisungen abzuwarten, ließ er die erste Kammerfrau kommen.

— Olga, Du bist mir ergeben.

— Gewiß, gnädigster Herr.

— Wenn ich befehle . . .

— Werde ich gehorchen . . . Ich habe nicht vergessen, Herr, daß Du meinen Geliebten von der Knute gerettet hast.

— Wohl denn!

Warsileff erklärte der Kammerfrau, was er von ihr wünsche und führte hierauf die vier Zeugen in das Toilette-Zimmer. Hier lag jetzt Olga mit entblößten Hüften auf einem Ruhebett, während der Rest ihres Leibes sorgfältig verhüllt war.

— Meine Herren, sprach der Fürst, auf den entblößten Frauenleib zeigend, — wie Sie sehen, gibt es hier kein Schönheitsmal!

Es war keine unmoralische, aber eine tief erschütternde Scene; man ahnte den Groll des Gatten und das Strafgericht, das er über den dreisten und cynischen Rydberg halten würde.

— Sie erkennen, meine Herren, daß der Lieutenant Rydberg gelogen hat?

Die vier Herren verneigten sich stumm.

Noch an demselben Abend — im „Dramatiska-Theatern“ war's — berührte Fürst Warsileff mit seinem Handschuh die Wange des Liebhabers seiner Frau, um die Herausforderung herbeizuführen. Die Sache machte großes Aufsehen.

— Gewiß eine Weibergeschichte? fragte der Gouverneur von Stockholm, als er davon hörte.

— Nicht im Mindesten, erwiederte Kapitän Blaten.

— Was denn sonst?

— Rydberg hat behauptet, Fürst Warsileff färbe seinen Bart.

— Ach, dafür peitscht man nicht einmal eine Katze!

— Wer weiß?

Hatte der russische Edelmann Recht oder Unrecht, als er log? Wer vermag das zu entscheiden?

Dienstboten.

Eine junge Magd, die soeben ihren Dienst bei einer Cocotte verlassen hat, tritt jetzt bei einer soliden Bürgersfrau in den Dienst. Am Morgen nach ihrem Eintritt sagt ihr die Frau:

— Da haben Sie, Justine, Unterröcke, Hauben, Schürzen; diese sind zu waschen.

Justine macht aus Alldem ein Paquet und verschwindet.

Nach Verlauf einer Stunde erscheint sie wieder und übergibt ihrer Herrin zwei Thaler.

— ? ? ?

— Mein Gott! so haben wir bei der Anderen „gewaschen“.

*

Auf der Straße.

Ein Moral-Philosoph, beim Anblicke einer Menge von Dirnen-Zuhältern:

— Wenn man bedenkt, daß alldas Volk täglich dreimal ißt! Wie gewaltig ist doch das Weib!

*

Im Theater-Foyer.

Die erste Liebhaberin liegt auf einem Divan ausgestreckt in einer sehr kühnen Pose.

Die Theatermutter, mit einem Achselzucken:

— Verlorene Mühe, Fifi, der Photograph ist doch nicht da!

*

Ehegeschichten.

Herr Rumpelmann, der den Fünfzig näher ist, als den Vierzig, erzählt seinem Freunde Pumpelmann, daß er im Begriffe sei, zu heirathen.

— Alter Spezi! sagt er, ich bin reich genug, um nur nach meinem Geschmack zu heirathen.

— Da hast Du Recht, scheiden lassen wirst Du Dich ohnehin nach dem Geschmack Anderer.

*

Aus den Monologen eines Junggesellen.

Ich bin doch neugierig, wer Diejenige zur Frau genommen hat, die ich genommen hätte, wenn ich geheirathet hätte und wenn sie meine Werbung angenommen hätte?

Ich möchte doch wissen, wer — meine Hörner trägt?

Gerichtshalle.

Zwischen den Artischoken.

Nachdem die Zeugen-Aussagen abgegeben waren, erhob sich der Advokat Doktor Sanrival und begann mit pathetischer Stimme seine Anklagerede wie folgt:

— Meine Herren, ich fordere im Namen des Herrn Anselm Polykarp Symphorius Coquillard einerseits und im Namen der öffentlichen Moral anderseits von Ihrer Gerechtigkeit eine strenge, aber gerechte Verurtheilung für eine undankbare, sträfliche Gattin und ihren treulosen Mitschuldigen. (Bewegung.)

Sie kennen den Sachverhalt ebenso genau wie ich; derselbe liegt klar und unleugbar zu Tage. Ihr Urtheil ist fertig, jeder Kommentar wäre überflüssig. Gestatten Sie mir indeß, denselben darzulegen.

Der Präsident. Wozu denn, Herr Doktor, da wir Alle ihn kennen, wie Sie selber sagen?

Doktor Sanrival. Zu diesem Zwecke bin ich da, Herr Präsident! Denn mein Klient will durch eine mächtigere Stimme als die seinige, bekannt geben, daß er ist was er ist . . .

Und der Advokat fuhr fort zu brüllen:

— Das strafwürdige Weib, welches Sie auf dieser Bank sehen, meine Herren, hat sich nicht gescheut, mit einem unauslöschlichen Stempel der Lächerlichkeit die Stirne Desjenigen zu zeichnen, dem sie Treue zugeschworen hatte; und dank der sträflichen Mithilfe des Mannes, der neben ihr vor dem Tribunal erschienen ist, hat sie ihren abscheulichen Frevel begangen. Er hat nicht gezögert, die dreimal heiligen Gesetze der Freundschaft und der Gastlichkeit zu verletzen. Sie hat sich schamlos über die Gattenehre hinweggesetzt, die ihr Schutz und Unterhalt gewährt hat! Und das Martyrologium der Ehemänner zählt einen . . .

Der Präsident. Sagen Sie: ein Opfer mehr!

Doktor Sanrival. Jawohl, ein Opfer mehr . . . Man wird vielleicht einwenden, daß mein Klient nicht mehr ganz jung sei, daß er volle 50 Jahre zähle, daß er kahlköpfig und dickwanstig sei, daß er keine Zähne habe, daß er weder Geist noch Bildung besitze, daß er sein Vermögen unverhofften Erbschaften verdanke und nicht seinem geschäftlichen Talente, daß er häßlich, plump, abstoßend sei . . . (Der Klient macht heftige Geberden der Abwehr.)

Der Präsident. Mit Verlaub, Doktor; plaidiren Sie für oder gegen den Gatten?

Doktor Sanrival. Aber er ist so gutmüthig! und so spaßig! Man wird mir vielleicht entgegen halten, daß Madame Coquillard jung, kaum 22 Jahre alt sei, anmuthsvoll, elegant, wohl unterrichtet, daß es physiologische Gesetze gebe und daß nur gekommen sei, was kommen mußte. Ich werde Ihnen darauf antworten . . . (Nach längerer Ueberlegung.) Nein, ich werde Ihnen nichts antworten. (Mit Nachdruck:) Meine Ueberzeugung wohnt hier. (Er schlägt sich heftig auf die Brust und man vernimmt ein Geräusch wie von zermalmten Zigarren.) Und trotz des Respektes, den ich für das Geschlecht hege, welchem ich meine Mutter verdanke und . . .

Ein Kollege (soufflirt ihm.) Und Deine Schwester.

Dr. Sanrival. Und meine Schwester . . . bin ich . . . will ich . . . muß ich . . . Uebrigens meine Herren, denken Sie sich an die Stelle des betrogenen Gatten. Herr Coquillard hat vor zwei Jahren, als ihm eine Tante starb, deren einziger Neffe und Erbe er war, den Oelhandel aufgegeben und sich in eine reizende Villa zu Noisy-le-Sec zurückgezogen. Eines Tages begegnete er in Paris, in der Rue aux Ours, einem bezaubernd schönen Mädchen, das bis auf die Haut durchnäßt war, weil es regnete. Sie gefiel ihm, er bot ihr den Schutz seines Regenschirmes an, sie nahm dies an. Amor im Regen, meine Herren! Später bot er ihr die Hälfte seines Vermögens und seines wenn auch nicht gerade poetisch klingenden, so doch im ganzen Oel- und Fettwaarenhandel ehrenvoll bekannten Namens an. Er war so glücklich mit ihr theilen zu können! . . . Aber ach, dieses Glück war nur von kurzer Dauer. Es ging in Trümmer in einer schönen, mondhellen Sommernacht, zwischen den Artischocken-Beeten . . .

Herr Coquillard weint wie eine Dachtraufe; das schuldige Pärchen senkt die Köpfe.

Doktor Sanrival verschnauft sich einige Minuten und fährt dann mit großer Zungenfertigkeit fort:

— Es war am 16. Juli dieses Jahres. Die Kukuksuhr im Speisezimmer der Villa zu Noisy-le-Sec hatte soeben die zweite Morgenstunde verkündet. Das Dienstgesinde in den Dachkammern lag im tiefsten Schlafe. Mein Klient, der sein Schlafzimmer im ersten Stocke hat, verließ sein Lager — er hatte zu viel Melone zu Nacht gegessen, weshalb der Schlaf ihn floh — und trat an das Fenster, das auf den Gemüsegarten geht. Was sah er da, meine Herren? Was sah er auf einer Bank, die zwischen den Artischocken-Beeten stehen? Er sah eine Gymnastik, deren Details ich im Hinblick auf die bekannten Keuschheits-Gefühle des Gerichtshofes hier nicht schildern mag. Anfänglich lachte er über den Anblick, denn mein Klient ist — wie gesagt — ein jovialer Mann. „Aha, dachte er, das ist der Kutscher Baptist, der unserer Köchin etwas zu erzählen hat.“ Und er war im Begriffe, sich wieder zu Bette zu begeben, als ihm ein Einfall kam. „Ich werde Abel wecken, sagte er sich; die Geschichte wird ihm Spaß machen.“ Und er ging, um an die Zimmerthüre Abel's zu klopfen. Keine Antwort. Er tritt ein. Abels Bett ist leer. Dies fand mein Klient so drollig, daß er sich vor Lachen die Seiten

hielt. „Oh, dieser Bengel Abel!“ rief er; „mit einer Köchin! hahaha! Ich muß meine Frau wecken! Wir werden morgen beim Frühstück unsern Spaß mit Abel haben.“ Er klopft an die Zimmerthüre seiner Gattin. Keine Antwort. Er tritt ein. Das Bett der Frau Coquillard ist leer. Ein schrecklicher Verdacht fährt Herrn Coquillard durch den Kopf. Zum ersten Male sieht er klar . . . Eine Porzellan-Figur, die ihm in die Hände kommt, wirft er wüthend zu Boden, daß sie in Stücke zerschellt. Auf den Lärm treten Baptist der Kutscher und Adelheid die Köchin in Nachtgewändern zur Thüre einer und derselben Stube heraus. Kein Zweifel mehr möglich! Abel und die ehrvergessene Gattin girrten — um keinen anderen Ausdruck zu gebrauchen — mittlerweile zwischen den Artischoken-Beeten. Meine Herren, wissen Sie, wer dieser Abel, dieser gar nicht fromme Abel war? Ein armer Schlucker, der sich für einen Künstler ausgab und dem Herr Coquillard aus Mitleid in seinem Hause eine Zuflucht geboten hatte. Für diese mehr als schottische Gastfreundschaft sollte der fahrende Künstler die Villa und den Park und den ganzen Besitz des Herrn Coquillard malen. Der arme Gatte, der allzu vertrauensselige Mann hatte einen falschen Freund, einen falschen Künstler beherbergt, genährt, gehegt und gepflegt! . . .

Und von seiner Erregung fortgerissen enthüllt Herr Sanrival Geheimnisse, die für immer in der Tiefe seines Herzens hätten begraben bleiben sollen.

— Wenn Sie wüßten, meine Herren, wie bitter es ist, betrogen zu werden! Ich weiß davon zu erzählen. Ich habe eines Tages im Wäldchen von Meudon meine Gattin in den Armen meines ersten Gehilfen erwischt, eines Burschen mit poetischen Anlagen . . .

Der Präsident unterbricht die Geständnisse des Advokaten und erklärt, das Urtheil werde nach vierzehn Tagen verkündet werden.

Ihr schwarzes Auge . . .

Ihr schwarzes Auge gleicht der Nacht,
Durchstrahlt von tausend Liebessternen.
Aus deren ahnungreichen Fernen
Ein heit'rer Himmel niederlacht.

Und wie des Mondes mildem Licht,
Ist ihm ein holder Zauber eigen,
D'rinn' alle Leidenschaften schweigen;
Nur unbändige Wollust nicht.

Wohl fühl' ich das, seit jener Blick
Verheißungsvoll hat mich getroffen; . . .
Wer einmal sah den Himmel offen,
Sehnt ewig sich nach ihm zurück!

P. G. Gutkaisz.

Städter auf dem Lande.

Schwank von **Hermann Grabert.**

I.

Es goß in Strömen.

„Haus, ich bin ganz hin!“

„Nur Muth, Herzchen! Reiten wir noch den Buckel hinauf; vielleicht werden wir doch irgend ein Obdach finden.“

Seufzend trieb Irene ihr Pferd mit der Gerte an. Die Aermste war patschnaß und zitterte vor Kälte in den Mannskleidern, die sie durchaus hatte anziehen wollen, um sich auf der Reise freier bewegen zu können. Die hübsche Diva eines Berliner Operettentheaters und ihr Galan, der junge Baron Hans von Zehrfeld, trieben sich nämlich bereits seit einer Woche zu Pferde im thüringischen Hügelland herum. Sie hatten an jenem Tage schon sieben Stunden Weges zurückgelegt, als ein furchtbares Gewitter ausbrach. Ziemlich mißgestimmt, erklimmte das Pärchen die Anhöhe. Da erblickten sie am Fuße des gegenüberliegenden Berges ein Dorf. Zehn Minuten später waren sie in Strupfenheim — so hieß das Nest — und machten vor dem Wirthshause zur „grünen Linse“ Halt. Der Baron sprang vom Pferde und fing die schauernde Irene mit seinen Armen auf.

„He, holla!“ rief er.

Der Wirth erschien, seine Mütze in der Hand.

„Was wünschen die Herren?“

„Die Herren hat das Gewitter überrascht; sie wünschen vor Allem ein heizbares Zimmer, um sich zu trocknen, und dann ein gutes Essen, um sich zu stärken.“

Inzwischen lief der Hausknecht herbei und führte die beiden Pferde in den Stall.

„Kommen Sie, meine Herren,“ sagte der Wirth, „ich will Ihnen Ihre Zimmer zeigen.“

„Wir wollen ja nur eins.“

„Ich hab' aber keins mehr mit zwei Betten.“

„Thut Nichts!“ rief Irene lachend.

„So, so! Na, dann kommen Sie!“

Die jungen Leute ließen ihre Stube tüchtig heizen. Nachdem sie die nassen Sachen möglichst getrocknet hatten, gingen sie in den Stall hinunter, um nach den Pferden zu sehen.

II.

Der Wirth stand bei seiner Frau in der Küche, als Herr Stößel, ein reichgewordener Apotheker aus der norddeutschen Ebene, der am selben Morgen mit seiner ganzen Familie in der „grünen Linse“ abgestiegen war, angestürzt kam.

„Herr Baust,“ rief er, „in Ihrem Hause passiren die schrecklichsten Dinge.“

„Wie beliebt?“

„Sie beherbergen „wüste, sittenlose Gesellen!“

„Was?!“ rief der Wirth erschreckt. „Sie müssen sich irren, Herr Stößel; außer Ihrer werthen Familie sind nur zwei junge Leute hier, die das Gewitter überrascht hat.“

„Die meine ich ja,“ sagte der Arzneibereiter und trat näher. „Als ich vorhin am Stalle vorbeiging, hörte ich ein

verdächtiges Geräusch. Ich schaue hinein und sehe — zwei Männer sich herzen und küssen."

„Nu, wenn's ihnen Spaß macht —"

„So? Ein Vergehen wider die Sittlichkeit — und das dulden Sie! — Herr Bauft", setzte der Apotheker mit Würde hinzu, „lassen Sie uns oben serviren; meine Gattin und meine Töchter können nicht mit diesen Verworfenen am selben Tische speisen."

„Sehr wohl, Herr Stößel."

„An Ihrer Stelle würde ich aber die Polizei benachrichtigen und die Zwei in's Loch stecken lassen."

„Ich will den jungen Leuten keine Unannehmlichkeiten bereiten," sagte Bauft, die Achseln zuckend.

„Na, sind sie morgen nicht fort, so werden wir abreisen."

Damit entfernte sich der Pillendreher majestätisch.

„Mann," schnatterte jetzt die Wirthin, welche das Gespräch schweigend mitangehört, „Du bist doch 'n rechter Dämelsack. Warum läßt Du die Beiden nicht abfassen? Sie vertreiben Stößels, die einen Monat bei uns bleiben wollen."

„Was soll ich nun aber thun?"

„Sobald die Kerle wieder auf ihrem Zimmer sind, mußt Du den Schulzen holen."

Während der Linsenwirth dem Apotheker mittheilte, daß er sich doch anders besonnen, traten der Baron und Irene in die Wirthsstube. Frau Bauft trug ihnen das Essen auf, und sie hieben wacker ein. Da Irene aber von den Strapazen des langen Rittes ziemlich ermüdet war, gingen sie gleich nach dem Kaffee auf ihr Zimmer, um sich zur Ruhe zu begeben.

III.

Nun holten Bauft und Stößel den Ortsvorsteher. Mit diesem kamen auch der Rathsschreiber, seine Mappe unterm Arm, und zwei Polizeidiener an. Alsbald stiefelte die ganze Gesellschaft vor die von unserem Pärchen bewohnte Stube.

„Im Namen des Gesetzes, machen Sie auf!" rief dann der Schulze.

„Herzchen, wer schwatzt denn da draußen?" fragte Hans, im wonnigsten Liebesgetändel aufgestört.

„Weiß ich's? — Sieh' doch nach."

„Horch! — Noch immer!"

Jetzt ließ sich ein Krachen vernehmen, das Thürschloß gab nach, und Hans sah verblüfft die fünf Strupfenheimer und den Apotheker eintreten. Er sprang aus dem Bette.

„Was soll Das?"

„Herr," sprach der Schulze salbungsvoll; „legen Sie sich wieder in's Bett oder kleiden Sie sich an."

„Aber," sagte Hans, seine Hose anziehend, „erklären Sie mir doch gefälligst —"

„'s wird Ihnen gleich Alles klar werden," unterbrach ihn der Schulze; „einstweilen haben Sie zu schweigen."

Der Baron zuckte die Achseln und setzte sich auf den Rand des Bettes, während Irene ihr Köpfchen in den Kissen vergrub.

„Nur ruhig, liebes Kind!" flüsterte Hans ihr zu.

Der Schulze und der Rathsschreiber hatten an einem Tische Platz genommen, die Polizeidiener pflanzten sich neben dem Bette auf, Bauft und Stößel blieben an der Thüre stehen.

„Nun, seh' Einer die Komödie!" murmelte Hans ungeduldig.

„Schweigen Sie!" sprach der Schulze streng; „Frosch, schreiben Sie!"

Der Rathsschreiber, der schon den Federhalter in der Hand hatte, beugte sich über sein Papier hin.

„Es wird hiermit amtlich festgestellt," diktirte der Schulze, „daß in der „grünen Linse" zu Strupfenheim sich zwei Herren befinden, die von einem Gaste des obenerwähnten Hauses eines Vergehens wider die Sittlichkeit angeklagt sind —"

„Oho!" rief Hans, emporfahrend.

Ein helles Lachen erscholl aus dem Bette.

„Beleidigen Sie die Behörde nicht!"

„Aber —"

„Schreiben Sie, Frosch! — Diese Herren nennen sich — wie heißen Sie?"

„Ich bin der Baron Hans von Zehrfeld und wohne in Belin, Flottwellstraße 18 — hier meine Karte."

„Wieder drang ein lustiges Gelächter aus dem Bette.

„Ihre Angabe wird geprüft werden," sagte der Schulze; „und wie heißt der Lacher dort unten?"

„Irene Martha Bally, Operettensängerin am —"

„Was?!" schrie der Schulze. „Schreiben Sie nicht, Frosch — schreiben Sie nicht!"

Das junge Weib hatte sich im Bette aufgesetzt; ihr aufgelöstes blondes Haar wallte wie eine Fluth von goldigen Weizenähren über die Schultern.

„Sie sind wohl paff!"

Der Schulze war aufgestanden.

„Das Haar beweist nichts," meinte er, das kann 'ne Perrücke sein."

„O, ziehen Sie d'ran!" rief Irene und warf die feingeformten Füßchen aus dem Bette.

Bei dieser Bewegung glitt aber ihr Batisthemdchen längs der schönen, weißen Schultern herab. Die fünf Strupfenheimer sammt dem Pillendreher prallten offenen Mundes zurück.

„Na, beweist das 'was? Bin ich ein Mann oder ein Weib?"

Und ausgelassen lachend fügte sie hinzu:

„Wenn's noch nicht genügt, so — — —"

Doch Das hörte die verduzte Gesellschaft nicht mehr. Einander auf die Haken tretend polterten sie die Treppe hinab, verfolgt von dem tollen Gelächter der Beiden.

Lili.

1.

Ich dachte Deiner, als der Abend kam,
Und schritt dahin in meinen Traum vernarrt,
Der mir die Sinne so gefangen nahm,
Daß bald mein Fuß vor Deiner Thür geharrt.

Aufjauchzend warfst Du Dich auf's Lager hin,
Noch eh' ich stürmisch mich hereingedrängt:
So gellt der Liebesschrei der Adlerin,
Wenn sie den Aar im stillen Horst empfängt.

2.

Dein Auge lacht wie Sommersonnengluth,
Des schlanken Leibes marmorweißen Bau
Umkost entfesselt eine dunkle Fluth
Duftsprüh'nder Locken . . . Welche Wonneschau!

Du herz'st und küssest mich aus wachem Traum,
Und, wo die Erde mir der Himmel ist:
Auf Deines Pfühles duftdurchhauchtem Flaum
Vergess' ich gern, daß Du die Sünde bist . . .

3.

Die Stunde rinnt . . . O wollustreiche Nacht
In Deinen Armen, zauberschönes Weib!
Der Schein der Ampel, die herniederlacht,
Umfluthet rosig Deinen weißen Leib.

Wie brennt mein Mund von uns'rer Küsse Gluth,
Wie wogt Dein Busen warm an meiner Brust . . .
In junger Liebe tollem Uebermuth
Verdoppeln wir der trunk'nen Sinne Lust.

Die Stunde rinnt . . . Im Osten blitzt der Tag.
Entflamm' mich einmal noch mit glüh'ndem Kuß,
Verkündet doch der laute Finkenschlag
Vor Deinem Fenster, daß ich scheiden muß.

4.

Und endlich ring' ich mich gezwungen los . . .
In tiefster Brust beseligt und gelezt . . .
So überreich an Wonnen war Dein Schooß,
So sündig süß . . . Doch scheiden muß ich jezt!

Noch einmal athm' ich Deiner Schöne Duft
Aus vollen Zügen Lipp' an Lippen ein,
Dann stürm' ich selig in die Morgenluft,
Die Brust geschwellt, so liebesreich zu sein.

Tristan.

Jeannette.

Von **Armand Silvestre.**

I.

Sie hieß Jeannette.

Ihre Weiße erinnerte an diejenige des Morgenschnees; ihre helle Augen waren von Goldfäden durchzogen; ihre geringsten Bewegungen waren von köstlicher Anmuth; ihr Gang war leicht und zierlich, obgleich ihre Eutern bis zu ihren Füßen herabhingen.

— Was sagen Sie?

— Ach ja, ich vergaß Ihnen zu sagen, daß Jeannette eine Ziege war, die schönste Ziege von Saint-Agapet, einer kleinen Station der französischen Nordbahn, wo die nach Belgien verkehrenden Eilzüge nicht anhalten, ohne Zweifel nur aus Gefälligkeit für die flüchtigen Kassierer, die mit möglichster Eile über die Grenze zu kommen trachten. Und trotz der geringen Bedeutung von Saint-Agapet war der dortige Stations-Chef ein Hahnrei, der unter seinen Schicksals-Genossen eine hervorragende Stelle hätte beanspruchen dürfen. Herr Boulmiche — so hieß der gute Mann — hätte in der Armee der Gehörnten Bannerträger sein dürfen. Die Sache wäre umso pikanter gewesen, als er sich seines Standes völlig unbewußt war, wie die meisten dieser Klasse. Und doch hatte Herr Boulmiche dieser Gunst des Schicksals Vieles zu danken, insbesondere seine Stelle, die mit wenig Mühe und einem Gehalte von 1200 Franken verbunden war, welche die Nordbahn-Gesellschaft ihm in zwölf gleichen Monatsraten zahlte. Jawohl, indem Madame Stephanie Boulmiche Herrn Fernand de la Roche-Vessière, Ober-Inspektor der Nordbahn, verschiedene Vertraulichkeiten gestattete, hatte sie für ihren Gatten die beneidenswerthe Stelle des Chefs einer Station erlangt, wo die Züge nicht anhielten. Diese Frau Boulmiche war also hübsch? — Das will ich glauben! Hübsch und mollig und entgegenkommend! Eine Dame, die zur größten Freude ihrer Zeitgenossen zur Welt gekommen war!

II.

„Man kann nicht Alles haben" — besagt ein weises Sprichwort. Herr Boulmiche, einerseits so reich begnadet, hatte anderseits eine schwache Gesundheit. Nach einem stark katarrhalischen Winter hatte sein Hausarzt ihm den Genuß von Ziegenmilch verordnet. Damals war Jeannette gekauft und in dem kleinen Stall' untergebracht worden, wo Stephanie Kaninchen und anderes Kleinvieh züchtete, was bekanntlich die beliebte Zerstreuung der guten Hausfrauen in der Provinz bildet. Denn man glaube ja nicht, daß Frau Boulmiche ihre ganze Zeit damit zubrachte, ihren Mann zu betrügen. Jeannette wurde bald ihr Liebling und es war lieblich zu sehen, wenn beide durch Wald und Feld dahin wandelten, die eine die ersten Grashalme knuspernd, die andere die ersten Veilchen pflückend. Boulmiche befand sich augenscheinlich besser und hätte nicht eines Tages Lieutenant Blanc-Minot vom 3. Dragoner-Regiment bei Gelegenheit eines Spazierrittes die schöne Stations-Chefs-Gattin und ihre Ziege getroffen, es wäre Alles auf das Beste bestellt gewesen in der besten aller Welten. Zum Unglück verliebte sich Stephanie bis über die Ohren in den strammen Lieutenant und nun war es um ihre Ruhe geschehen. Sie ging seither sehr häufig vom Hause weg, oft ohne ihren Gatten vorher zu verständigen, was ein offenbarer Verstoß gegen die Schicklichkeit ist. Boulmiche war ein Egoist und es ärgerte ihn, wenn er für sich allein hüsteln mußte, ohne daß Jemand in seiner Umgebung deshalb sich ängstigte.

III.

— Wie, schon fort? um sechs Uhr Morgens?

So sprach der tugendhafte Boulmiche, als er erwachte und beim schwachen Dämmerlichte, das durch die Vorhänge in das Zimmer drang, auf die Uhr schaute. Und er fügte hinzu: — Was ist's nun mit der Ziegenmilch, die ich um halb sieben Uhr trinken soll?

Er betastete den leeren Platz neben dem seinigen und als er fand, daß derselbe schon kühl sei, rief er verdrossen:

— Zum Teufel! Wenn ich der Treue Stephanie's nicht sicher wäre, müßte ich ob ihres Betragens wahrlich unruhig werden. Ich werde nun selbst die Ziege melken müssen. Das fehlte meinem Katarrh noch, daß ich des Morgens, mit Pantoffeln an den Füßen, in dem feuchten Stall mich aufhalte! Ach, die Weiber bleiben sich doch immer gleich! mit der tugendhaftesten unter ihnen ist nicht auszukommen.

Und indem er Dies sagte, schlüpfte Herr Boulmiche in seine Beinkleider und zog eine Flanelljacke an, dann ging er unter fortwährendem, verdrießlichem Brummen hinab, eine Tasse in der Hand tragend. Jeannette stand unbeweglich, noch schlaftrunken auf ihrem Platze. Herr Boulmiche näherte sich ihr mit Schmeichelworten, allein das Thier schaute ihn mit erstaunten, mißtrauischen Augen an. Als er sich neben der Ziege niederlassen wollte, entfernte sich diese von ihm und als er nach einer ihrer Eutern griff, da hielt das Thier die Milch zurück, daß kaum einige Tropfen in die Tasse fielen.

— Verdammte Bestie! fluchte der Stations-Chef; — sie kennt nur ihre Herrin.

IV.

Und da schoß ihm ein genialer Gedanke durch den Kopf. Er ging mit zufriedenem Lächeln wieder hinauf, nach dem gemeinsamen Schlafzimmer. Hier streifte er seine Hose ab und band sich mehrere Röcke um, welche Stephanie auf einem Sessel zurückgelassen hatte. Die Flanelljacke hängte er wieder an den Nagel und ersetzte sie durch einen Schlafrock, der mit den lebendigen Düften seiner Frau gesättigt war; um die Täuschung zu vervollständigen, wand er sich zwei falsche Zöpfe um den Kopf und setzte eine Haube mit rothen Bändern darüber. In dieser Verkleidung sah Herr Boulmiche scheußlich aus, allein Jeannette verstand nichts von Ästhetik. Sei es, daß der Duft der Kleider ihrer Herrin, oder die ihr wohlbekannten Farben sie täuschten, genug dem: die List gelang vollkommen und das Thier ließ sich jetzt ruhig melken. Während die schäumende Milch in dem Napfe immer höher stieg, saß Herr Boulmiche, mit dem Rücken gegen die Stallthüre, vergnügt auf seinem Schemel und beglückwünschte sich im Stillen zu seinem scharf-

sinnigen Einfall. Da — was ist das? — fuhr plötzlich eine kecke Hand ihm an die Röcke, während eine zweite Hand ihm den Kopf zurückbog und ein leidenschaftlicher Mund einen feurigen Kuß auf seine Lippen drückte.

— Oh, meine vielgeliebte Stephanie! flötete eine Stimme.

Herr Boulmiche nieste vor Zorn und fuhr in die Höhe, als säße er plötzlich auf einem feurigen Roste.

— Herr Ober-Inspektor! stammelte er, Herrn de la Roche-Vessière erkennend.

Dieser war es in der That. Nachdem er, gleich der Ziege, einen Augenblick das Opfer der Vermummung des Stations-Chefs gewesen, gewann er sogleich seine Ruhe und Kaltblütigkeit wieder. Anstatt vor dem Gatten, dem er seine Entehrung so unverhofft verrathen hatte, in Verlegenheit zu kommen, schlug er den ernsten Amtston an und sprach:

— Wie, mein Herr? Sie belustigen sich mit Maskeraden, anstatt Ihre Strecke zu überwachen? Was würden Sie sagen, wenn die Maschinisten und Weichenwärter Ihre rothe Haube für eine rothe Fahne ansehend, arge Verwirrungen herbeiführen würden, die den Reisenden an Leib und Leben gehen könnten? Vergessen Sie denn unserer schweren Verantwortlichkeit, mein Herr?

Und er predigte in diesem Tone so lange, daß der arme Boulmiche am liebsten unter die Erde versunken wäre.

— Und wo ist denn Ihre Frau? fuhr der gestrenge Vorgesetzte fort. So überwachen Sie auch diese?

Denn Herr de la Roche ward von böser Eifersucht geplagt. Die Vernachlässigung des Dienstes hätte er dem unglückseligen Stations-Chef noch verziehen, aber die laxe Aufsicht über seine Frau nimmermehr.

Boulmiche wurde strafweise versetzt.

Und an Alldem trug die kleine Frau Boulmiche die Schuld. Den Gatten zu betrügen, Das hat man schon gehört; aber den Gatten und den Geliebten zu hörnen, das ist zu stark!

Vom Ewig-Weiblichen.

So verloschen eine alte Liebe auch sein mag, die Frau, welche sie einst empfunden, sieht doch nie ohne Neid eine neue in dem Herzen des Mannes Wurzeln fassen, den sie geliebt hat.

*

So unerschrocken und kühn ein junges Mädchen auch sein mag, so tauscht es die Unabhängigkeit der Jungfrau doch nie ohne ein Beben der Angst gegen die ewige Sklaverei der Gattin.

*

Fürchte die Seitentheile eines Wagens, den Hintertheil eines Pferdes und den Vordertheil eines Weibes.

*

Wenn ein Mädchen ihrem Geliebten treu ist, so thut sie es deshalb, weil sie wartet, bis ein besserer kommt.

P. G.

*

Deine Herzensgeheimnisse errathen die Frauen, Deine anderen Geheimnisse — verrathen sie.

*

Eine Frau vermag sich mehr Vorzüge einzubilden, als alle ihre Rivalinen besitzen. **A. T.**

*

Die Liebe gleicht der Biene, die uns süßen Honig bietet, aber auch — — ihren giftigen Stachel hat.

*

Der Frauen Wille ist ihr Himmelreich; jede Frau kann, wenn sie will, einem Engel gleichen.

*

Oft wird ein kleiner Goldreif — der Ehering — zu einer drückenderen Last, als die schwersten Sträflingsketten.

*

Zeigen sich oft die Frauen auch kalt und gefühllos, nicht eine kann sich der Liebe Macht entziehen. Durch die rechten Mittel kann man selbst dem Metall Funken entlocken.

Georg v. Schulpe.

Bonmots aus aller Herren Ländern.

Der Kasus von oben.

Herr von Fresne Forget, ein witziger Höfling, äußerte einst zu seiner königlichen Herrin, Margarethe von Valois, daß er sich sehr wundere, wie die Herren und Damen bei ihren großen Halskrausen Suppe essen könnten, ohne sich zu begießen, auch begreife er nicht, wie sich die Damen bei ihren großen Reifröcken auf — Galanterie einlassen könnten.

Die Königin band am nächsten Tage, als Forget wieder an der Tafel theilnahm, eine große Fraise um, ließ sich einen Löffel mit einem langen Stiel bringen und aß ihre Suppe, ohne auch nur einen Tropfen davon zu vergießen.

„Nun, Forget," meinte sie schalkhaft, „Sie sehen doch, daß man mit ein bischen Verstand für Alles Rath schaffen kann."

„Ja, Madame," entgegnete der Höfling mit spitzbübischer Gutmüthigkeit — „was den Kasus von oben betrifft, so bin ich völlig beruhigt."

*

Letzter Wunsch.

Ein englischer Arzt fühlte sein Ende herannahen. Sein bester Freund fragte ihn theilnehmend, ob er noch einen letzten Wunsch habe.

„Ach ja," entgegnete der Verscheidende schwach, „behandle Deine jüngsten drei Kinder gut, denn ich bin sicher der Vater derselben."

*

Wohl begründet.

Eine französische Opernsängerin, die viel Liebschaften hinter sich hatte, heirathete endlich einen armen Architekten. — Ihre Freundinen machten ihr Vorwürfe, indem sie riefen:

„Was? Du, die einen Fürsten K., einen Baron B., einen Grafen D. zu ihren Füßen gesehen, nimmst diesen unbedeutenden Menschen zum Mann?"

„Kinder," entgegnete die also Bestürmte resignirt, „was will ich machen? Alle Welt reißt meinen guten Ruf herunter; ich muß doch wirklich an Einen denken, der sich auf's Aufbauen versteht." **Gw– r.**

---

(1)

Die sechs Dubois.

Roman von **Maurice Montégut.**

Erstes Kapitel.

in welchem sich Leute begegnen, die sich nicht leicht wieder trennen werden.

Die Signalscheibe machte auf dem verlassenen Bahnkörper eine Wendung und fiel mit einem dumpfen Schlage nieder; die Telegraphenglocke läutete und ein langgedehnter Hornstoß ertönte in der Ferne.

Der aus Paris kommende Omnibuszug wurde signalisirt.

Sogleich trat aus dem im Bahnhofe gelegenen Buffet ein bleicher, magerer schnurbärtiger Kellner, mit einer weißen Schürze um den Leib, heraus; er schaukelte sich im Gehen selbstgefällig hin und her und indem er nach links blickte, improvisirte er aus der in seiner Hand befindlichen Serviette einen Schirm, um sich gegen die Strahlen der untergehenden Sonne zu schützen.

Es war gegen Ende September, um 7 Uhr Abends.

Der Zug hielt hier zwanzig Minuten an; es sind das Minuten wüsten Durcheinanders, des hastigen Essens, der zu heißen Suppen und der nicht kommen wollenden Speisen . . .

— Joseph! kreischte aus dem Innern des Buffets eine Stimme.

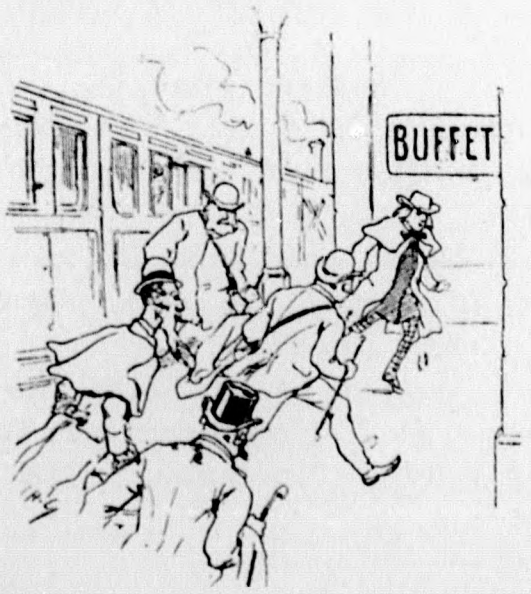
— Gut, gut, bin schon da, brummte der Kellner achselzuckend.

Ein dumpfes Rollen nahte am Horizont, vorerst kaum hörbar, dann vernehmlich, fortdauernd und bestimmter, den Boden erschütternd; endlich ward es zu einem Dröhnen, das Alles beherrschte, ein schriller Pfiff ertönte durch das Grollen und die erschöpfte Lokomotive lief rauchspeiend aus dem Tunnel, eine gewundene Reihe von Waggons nach sich schleppend.

— Hier sind sie! rief Joseph.

Die Maschine blieb schnaubend in der Bahnhofs-Halle stehen, um der wohlverdienten Ruhe zu pflegen; die Waggonthüren wurden aufgerissen und aus drei Waggons verschiedener Klassen stiegen zu gleicher Zeit im Ganzen fünf Reisende aus, ihre erstarrten Beine schüttelnd.

— Lauter Habenichtse, brummte Joseph mit der Geringschätzung des Sachverständigen; wir werden uns bei ihrem Empfange wahrlich nicht anzustrengen brauchen.



Er wies die Herren mit einer freundlichen Handbewegung nach dem Buffet und trat hinter ihnen ebenfalls ein.

— Mourlac! zwanzig Minuten! rief der Schaffner.

Im Buffet thronte hinter einem mit Geschirr, Silberzeug und bunten Flaschen angefüllten Tische aus schwarzem Holz mit weißer Marmorplatte eine Dame, die man fünfzehn Jahre früher noch die schöne Frau Mach nannte und in welche alle Handlungs-Reisenden von Paris bis Marseille während fünfundzwanzig Jahre mehr-minder zum Sterben verliebt waren.

Sie war würdevoll und ruhig geblieben, wie es sich Einer geziemt, die eine ruhmvolle Vergangenheit hinter sich hat.

Weiter oben präsentirte eine riesige Table d'hôte zu dreißig Gedecken trübselig ihren ewig unveränderlichen Aufputz, bestehend aus Vasen mit künstlichen Blumen, hohen, mit Aepfeln und Orangen vollgepfropften Compotschalen und aus Tellern mit symmetrisch aufgeschichtetem, staubigem Backwerk; die Zuckerdosen, um welche ein Heer von Fliegen mit ewigem Gesumme wimmelte; Schüsseln mit kaltem Braten, Kalbfleisch, Roastbeef und Schinken, Alles von verdächtiger Farbe und jämmerlichem Aussehen; Weinflaschen ohne Stöpsel, gelbgewordene Wasserflaschen; und alldies so sehr bis zum Ueberdruß bekannt, daß man wahrlich den Appetit haben mußte, den man mit einer zehnstündigen Eisenbahn-Reise erwirbt, um nicht auf den ersten Blick von Alldem angewidert zu werden.

Die fünf Reisenden ließen sich still am selben Ende dieser trübseligen Tafel nieder; aber Jeder von ihnen hielt sich abseits und ließ zwischen sich und seinem Tischnachbar einen Platz leer; ein instinktives Mißtrauen gegen Unbekannte, das der menschlichen Natur innewohnt.

Außerdem hatten sie augenscheinlich grundverschiedene Manieren und Gewohnheiten und schienen keine Empfänglichkeit für jene plötzlich entstehenden Sympathieen zu haben, welche gleichgestellte Leute auf Reisen so oft einander näher bringt.

Sie machten sich über die aufgetragenen Speisen her und aßen hastig; indessen unterließen sie es nicht, sich hie und da von der Seite zu betrachten und ein ironisches Lächeln machte ihre ohnehin sauertöpfischen Gesichter noch verdrossener.

Jeder schien sich zu sagen: Mein Gott, wie hoch stehe ich doch über all' diesen Leuten!

Der Erste, der den Mund aufthat, rief den Kellner.

— Gassonne, uolen Sie geben mir die Uasserflasche!

Die vier Anderen warfen ihm sogleich böse Blicke zu und brummten Etwas in sich hinein, was zweifelsohne bedeutete:

— Ach so, ein Engländer! . . . diese Viehe sind doch überall zu finden!

Das schien übrigens den Sohn Albions gar nicht zu stören; die Gabeln fielen neuerdings in die Teller zurück und setzten ihre eintönige Musik fort.

— Meine Herrschaften, Sie haben nur mehr 5 Minuten übrig, rief Josef, indem er einen Kaffee von sehr fragwürdiger Beschaffenheit in die Tassen goß.

Alle stürmten zum großen Schreck der Fliegen zu den Zuckerdosen, als ein Bahnbeamter mit einem blauen Papier in der Hand den Saal betrat.

— Eine Depesche für Herrn Dubois!

Nun ließen alle fünf Reisenden ihre Tassen stehen und wandten sich im selben Augenblicke um, um die Hand nach der Depesche auszustrecken, wobei sie in fast gleichem Tone sagten:

— Bitte, mir!

Der Beamte wich betroffen zurück; Josef ließ in seiner Verwunderung einen Teller fallen und Madame Machu erhob sich, um besser zu sehen, indem sie sich mit ihren Händen auf den weißen Marmor ihres Pultes stützte.

Die fünf Herren blickten einander mit noch immer erhobenen Händen verblüfft an.

— Herr Dubois? wiederholte der Depeschenträger mechanisch.

— Ich bin's!

— Ich bin's!

— Ich bin's!

— Ich bin's!

— Ich bin's!

— Heißt denn jetzt alle Welt Dubois? . . . Machen Sie die Sache unter sich ab!

Damit warf der vom Schwindel erfaßte Beamte die Depesche auf den Tisch und rannte davon.

— Halloh! es gibt nur einen Esel . . . aber viele Dubois! . . . brummte der Kellner Joseph mit einem höhnischen Grinsen.

Zum ersten Male gab es eine Abwechslung in seinem eintönigen Dasein.

Doch am Tische ward jetzt eine listige Hand ausgestreckt, um nach der Depesche zu greifen; sogleich fielen vier andere Hände auf der nämlichen Stelle, zu gleichem Zwecke nieder, und nun glotzten die Fünf einander wieder an.

Endlich sprach einer der Fünf:

— Also ist's entschieden, meine Herren, wir Alle heißen Dubois?

— Florimond Dubois.

— Antony Dubois.

— Saturnin Dubois.

— Rigobert Dubois.

— Und Theodor Dubois, schloß der Frager.

Und nachdem es auf der Depesche keinen Vornamen gibt . . .

— Was thun? Die Depesche kann vertraulicher Art sein . . .

— Gewiß!

— Lassen Sie uns die Sache überlegen.

— Meine Herren Dubois, Sie haben nur mehr zwei Minuten Zeit! brüllte Joseph.

— Teufel!

— Hölle!

— Donnerwetter!

— Saperlott!

— Oh verflucht! Nom d'un chien!

Der Englishman war derjenige, der mit durchaus pariserischer Betonung dieses „nom d'un chien!" ausgestoßen hatte.

Sein Nachbar interpellirte ihn:

— Ich hielt Sie für einen Engländer.

— Oh yes, manchmal, aber nicht immer . . .

Diese unerwartete und mysteriöse Replik vermehrte noch die allgemeine Verblüffung.

Niemand wußte mehr, was er denken solle.

Joseph fand die Situation sehr drollig.

Er schaute auf die Uhr.

— Eine Minute, meine Herren!

Die Fünf fuhren in die Höhe.

— Loosen wir!

— Angenommen!

Der Kellner warf fünf Zahnstocher von verschiedener Länge in eine Suppenschüssel.

Theodor Dubois war so glücklich, den längsten zu ziehen.

Draußen ward heftig geläutet.

— Die Abfahrtszeit, meine Herren! Es thut mir leid, mich von Ihnen trennen zu müssen; doch der Zug geht ab!

Theodor Dubois entsiegelte mit feierlicher Miene das Telegramm.

Während die Anderen ein tiefes Stillschweigen beobachteten, las er mit lauter Stimme Folgendes:

„Dringend. Erwarte mich im Bahnhofe zu Mourlac. Ich fliege. Wichtige Ereignisse. Marie."

— Meine Base! sagte Rigobert.

— Meine Tante! rief Saturnin.

— Meine Schwester! schrie Antony.

— Meine Pathin! seufzte Florimond.

— Mein Hausmädchen! stammelte Theodor.

— Wie? Ihr Hausmädchen duzt Sie?

— In den Telegrammen ja; das ist kürzer, also auch wohlfeiler. Sie begreifen?

— Oh, vollkommen!

— Ich bleibe und warte, erklärte Florimond.

— Ich warte und bleibe, sprach Theodor.

— Ich auch, versicherte Antony.

— Ich nicht minder, bekräftigte Saturnin.

— Und ich gleichfalls, schloß Rigobert.

— He, ihr Leute! die Koffer herunter! Geben Sie Ihre Aufgabsscheine her, meine Herren! schrie Joseph, entzückt über die Aussicht, solche interessante Gäste noch länger zu behalten.

Die Koffer wurden hinausgeworfen, die Lokomotive ließ ihren schrillen Pfiff vernehmen und der Zug rollte aus der Halle, die fünf Herren Dubois verwirrt und verblüfft zurücklassend.

— Wie wär's, wenn Sie jetzt Ihr Diner fortsetzen wollten, meine Herren? schlug der Kellner Joseph vor.

Zweites Kapitel.

In demselben machen die Herren Bekanntschaft mit einander.

— Um wie viel Uhr kommt der nächste Zug aus Paris?

— Binnen fünf Stunden; um 12 Uhr 10 Minuten.

Der Tag ging zur Neige.

In der Abenddämmerung sich in einer fremden Stadt auf Entdeckungsreisen zu wagen, war nicht eben verlockend, und Mourlac ist ein gar trübseliger Ort; die Bewohner desselben gehen mit den Hühnern schlafen.

Man mußte sich entschließen, in diesem Speisesaale einer kleinen Bahnstation die Stunden bis zur Ankunft des nächsten Zuges zu zählen.

Die Fünf gingen wieder zu Tische, ganz so wie der Kellner es ihnen gerathen hatte. Aber sie aßen nichts; der Appetit war ihnen vergangen; sie waren gesättigt durch die derben Speisen, die sie in aller Eile verschlungen hatten, und auch durch die Aufregungen der letzten Minuten. Dagegen begannen sie zu trinken und tranken mit einem Schwunge, der bei jedem Einzelnen eine lange Uebung und bedeutende Leistungsfähigkeit bekundete.

Rasch leerten sich die Flaschen.

Nun betrachteten sie einander näher, ohne Haß und Scheu, neugierig, mit funkelnden Augen.

Und wer sie betrachtete, konnte ohne großen Scharfsinn sehen, daß ihre gerührten Herzen allmälig von unschuldigen Gefühlen, von Friedensträumen erfüllt wurden, und daß sie nicht fern waren von lyrischen Ergüssen und den sentimentalen Bekenntnissen verlassener Seelen.

Sie brannten jetzt vor Neugierde, einander kennen zu lernen, sich gegenseitig vorzustellen und ihre ersten Liebes-Abenteuer zu erzählen.

Sie betrachteten einander denn mit freundschaftlichen Gesinnungen und sie seien hiemit geschildert, so wie sie waren:

Der Erste links war Florimond Dubois.

Florimond (ungefähr 30 Jahre alt,) war klein, mager, das Gesicht blau rasirt, die Haare lang und glatt, der Blick träumerisch, überirdisch. Im Alltagsleben war seine Haltung eine barocke; er bewegte sich zögernd, nervös, halb gehend halb hüpfend, oder auf einem Platze tänzelnd; man war versucht zu sagen, daß er ewig in kaltes Wasser steigen wolle.

Der Zweite war Saturnin Dubois.

Wohl nur um den alten Spruch zu bekräftigen, daß die Extreme sich berühren, hatte der Zufall neben den magern Florimond den fetten Saturnin gesetzt.

Fett war er, aber nicht dick, mit einem vollkommenen Ebenmaß der Glieder, ein Vergnügen anzuschauen, die Gesundheit, die physische Ruhe schrie ihm aus dem Gesichte. Trotz seinem Alter von etwa 40 Jahren war sein Gesicht bartlos, dabei angenehm rosig, der Teint eines jungen Mädchens an einem kühlen Aprilmorgen.

Aber wie methodisch war der Mann auch in allen Dingen und in allen seinen Bewegungen! Auf der Reise wich er jedem Luftzuge sorgfältig aus; im Waggon zog er von Zeit zu Zeit ein Thermometer aus der Tasche und wenn die Temperatur 18 Grad überstieg, ließ er ein Fenster herab.

Bei dem Diner war er unter seinen fieberhaft erregten Nachbarn ruhig geblieben, die Augen auf die Uhr gerichtet, und hatte jede aufgetragene Speise sorgfältig geprüft, berochen, analysirt, gewogen und gemessen.

Und wenn er einen Wein kostete, schien er, wie ein Chemiker im Laboratorium, durch das bloße Wenden der Zunge alle ehrlichen und verdächtigen Abstammungen, alle mehr-minder legitimen Verwandtschaften zu erkennen.

Aber er war kahlköpfig.

Kahlköpfig war auch Theodor, greulich kahlköpfig. Wenn er barhäuptig ging, war es geradezu unanständig; es war zu nackt, unnatürlich nackt . . .

Aber seine Wangen zierte ein schöner Backenbart, grau melirt, — Salz und Pfeffer, wie man zu sagen pflegt — was die Nähe der Fünfzig ankündigte.

Dieser war nicht fett, sondern dick; mehr als dick, enorm, von einer geradezu gebieterischen Fülle, von gewöhnlichem, nichtssagendem Aussehen, von weitem nach dem dummen Spießbürger riechend, nach dem Emporkömmling, dem Protzen, der mit Begeisterung von seinem Gelde spricht und Alles verachtet, was nicht Gold oder vergoldet ist.

Er trug die Nase hoch und die Finger voll mit Ringen.

Rigobert, der Englishman, galt gewöhnlich für einen hübschen Jungen; er war groß, blond, schmächtig, mit sehr langem, fahlem Barte, schütteren, sehr geschickt geordneten Haaren. Er mochte 35 Jahre zählen.

Ihm allein zeigten die Tischgenossen noch einige argwöhnische Kühle zu dieser Stunde sympathischen Fiebers.

War er ein Engländer: ja oder nein?

Wenn er es war, warum fluchte er französisch „Nom d'un chien" wie ein Sergeant in der Kaserne, und warum sagte er, daß er keiner sei?

Dieses Individuum blieb fürwahr in ein mysteriöses Dunkel gehüllt.

Das Geheimniß aber läßt sogleich an einen Fehler oder an ein Verbrechen denken.

War's ein Gauner, ein Taschendieb, ein flüchtiger Kassier, ein Mörder?

Alle entfernten sich von ihm.

War's etwa ein Verschwörer? Alle näherten sich ihm. Er trank Gin und Sherry-Brandy.

Der fünfte Dubois, Antony, war ein Schreckenskerl von etwa 30 Jahren, dichtes, kurzgeschornes Haar bedeckte wie eine Mütze seine niedrige, schmale Stirne; er maß sechs Fuß, war behaart wie ein Bär und hatte das Gebiß eines Bulldog.

Dieser Mensch schien ein Gemisch von einem Thier, einem Soldaten, einem Roßtäuscher zu sein und hatte dabei die Posen eines Markt-Herkules, der vor der Gallerie glänzen will.

Er schien erstaunlich stark zu sein und war es in Wirklichkeit.

So waren die Fünf leiblich beschaffen. Sie gruppirten sich jetzt um den Kamin, in welchen der Kellner Josef einige Arme voll Reisig geworfen hatte, das nun prasselnd brannte. Denn der Abend war plötzlich kühl geworden und in der stillen Landschaft senkten sich dichte Nebeldünste auf den Bahnhof nieder.

— Meine Herren, begann Florimond, bald auf dem einen, bald auf dem andern Fuße hüpfend, — meine Herren, unser Fall, so allgemein und doch so eigenartig, stellt das Bürleske im Unbegreiflichen dar; es ist die Wahrheit, welche der Wahrscheinlichkeit ein Schnippchen schlägt; mit einem Worte: unser gemeinsames Abenteuer strahlt prismatisch in dem Glanze märchenhafter Unerhörtheit.

Ja, meine Herren Dubois, ich sage es Ihnen in Wahrheit, das Wort ist dem Menschen gegeben, damit er lüge, oder wenigstens, daß er spreche und korrespondire; überdies macht die Gesellschaft den Reiz und die Zierde des Lebens aus . . .

Nun denn: auf was warten wir? Wir sind die gleichmäßig verhöhnten Opfer eines ironischen Zufalls. Vereinigen wir uns, meine Brüder! vergessen wir unseren gemeinsamen Kummer und machen wir aus dem Verdruß unserer Fünf eine einzige Freude.

Erzählen wir uns Geschichten, stoßen wir mit den Gläsern an, schlagen wir uns auf den Bauch!

Seien wir Freunde, meine Herren Dubois; ich lade Sie dazu ein. Wollen Sie?

— Aoh, yes! replizirte Rigobert; aber es ist vorher eine „formality" der „representation« nothwendig, very indispensable, Master Florimond; sonst wäre dies improper, Gentlemen, improper und popular.

— Nun denn, so wollen wir uns Einer nach dem Andern vorstellen, schlug Theodor vor. Wir wollen unsere Eigenschaften und unsere Beschäftigung bekannt geben, so wir eine haben. Das ist doch ganz leicht.

— Also vorwärts! rief der starke Antony einwilligend. Wenn Sie wollen, fange ich an. Mein Name ist der Ihrige; mein Taufname ist weniger gewöhnlich. Ich übe keinerlei Profession aus, da ich reich bin. Was ich bin, läßt sich in einem Worte ausdrücken: ich bin stark, erstaunlich stark, der moderne Herkules. Im Boxen, Raufen, Fechten, Ringen bin ich ein unüberwindlicher Meister. Und ich reise durch die Welt, um Einen zu finden, der stärker ist, als ich. Seit zehn Jahren suche ich diesen Einen, aber ich habe ihn noch nicht finden können. Jetzt begebe ich mich nach Marseille zu demselben Zwecke. In Marseille scheinen alle Leute stark, furchtbar stark zu sein.

Sie kennen mich jetzt sozusagen auswendig.

— Gentlemen, begann Rigobert, ich bin ein Advokat, ein seltsamer, bizarrer, exzentrischer Advokat. Es war meine Absicht, niemals andere als rechtschaffene Prozesse zu führen, und ich bekam keinen einzigen Prozeß zu führen.

Ich gehe nach Marseille, um eine rechtschaffene Prozeß-Angelegenheit zu finden.

Man sagt, in Marseille sei Alles rechtschaffen, auch die Leute.

Und ich bin heute Engländer, weil heute Montag ist . . . monday.

Nach längerem Stillschweigen nahm Saturnin das Wort, um dem Gedanken Aller Ausdruck zu geben.

— Gentleman, entweder sind wir blöd, oder sind Sie ein Narr, maboul, very toc-toc and loufoc, if you please.

Diese Alternative ist grausam, aber unumstößlich. To be or not to be . . .

Wir verstehen Sie durchaus nicht, not understand!

— Mylord, ich bin ein Mann von sehr gemüthlicher Natur, darum will ich Sie aufklären. Eine rechtschaffene Angelegenheit suchen macht weder eine Kunst, noch ein Gewerbe, nicht einmal einen Zeitvertreib aus.

Sehr oft ist die Langweile, der Spleen gekommen, um mein „Ich" zu besuchen.

Außerdem habe ich für alle Völker des alten Europa eine gleichmäßige and considerable Bewunderung.

Um nun mein „Ich" zu zerstreuen und meine persönliche Huldigung den vereinigten Nationen darzubringen, bin ich am Montag Engländer, wie Sie sehen, am Dienstag Deutscher, am Mittwoch Italiener, am Donnerstag Spanier, am Freitag Belgier, am Samstag Russe . . .

— Und am Sonntag?

— Am Sonntag ruhe ich aus und bin Franzose.

— Sie sprechen demnach alle diese Sprachen?

— Oh nein; keineswegs; es genügt ja der Accent.

— Sie sind ein Teufelskerl! rief Antony.

— Ja, ein Teufelskerl; Das will ich hoffen. Ein Teufelskerl zu sein, das ist mein Traum. Ich habe mich Ihnen nun vorgestellt, Gentlemen. God save the queen!

Nun hielt Saturnin seine kleine Rede:

— Ich bin Arzt, meine Herren, und meine Wissenschaft ist sehr groß. Dies beweisen meine Diplome, wenn ein Diplom überhaupt etwas beweist. Der Neid meiner Kollegen bezeugt Dies übrigens.

Aber wofür und für wen bin ich Arzt? Für mich selbst.

Die Kranken kümmern mich sehr wenig, — denn ich bin reich.

Ich habe die Heilkunde zu dem einzigen, seit meiner frühen Jugend bestimmten Zwecke studirt, mich selbst zu pfle-

gen und zu jeder Stunde mit zarter Sorgfalt über meine Person zu wachen.

Ich bin nicht „ein Arzt“, sondern „mein Arzt.“

Heute weiche ich aber dennoch ein wenig von meinem Programm ab. Ich gehe nach Marseille, um einen schwerkranken Greis aufzusuchen, den ich heilen kann, wenn ich will.

Aber ich thue es, weil ich, ehe dieser verzweifelte Kranke (alle Kranke sind verzweifelt) mich nach Marseille rief, schon entschlossen war, zu meinem Vergnügen, zu Nutz und Frommen meines Allgemeinbefindens eine Reise nach dem Süden Frankreichs zu machen.

Sonst hätte der verzweifelte Greis sterben können.

Sie sind nun über mich vollständig aufgeklärt.

— Sie sind eine edle Seele, die ich begreife! rief Theodor, sich mühsam von seinem Sessel erhebend, um dem Doktor seiner selbst die Hand zu drücken.

Auch ich lebe für mich und beglückwünsche mich dazu.

Früher betrieb ich einen Handel mit Billardstöcken und bin dabei reich, sehr reich geworden.

Mein Reichthum ist mein Leben und dieses Leben könnte ein so heiteres, so ruhiges sein! Aber ach, in dieser schönen Frucht gibt es einen Wurm; es gibt ein Haar in meiner Suppe, ein Unglück in meinem Dasein: Dieses ist meine Magd.

— Diejenige, die Sie duzt?

— Ja, — aber nur telegraphisch.

Seit Jahren in meinem Hause wohnhaft, weigert sie sich zu gehen. Ich kann sie nicht hinauswerfen; ich habe alle Mittel versucht, bin aber in allen Feldzügen geschlagen worden . . .

Und so reise ich denn, meine Herren, um meiner Magd aus dem Wege zu gehen, um sie zu vergessen. Die Elende zwingt mich, ein Landstreicher zu sein . . . Heute droht sie mir wieder mit ihrer Verfolgung und ich wage nichts zu thun . . . sie hält mich in ihrem Banne, wie die Schlange das Vöglein . . . Beklagen Sie mich!

Und er schwieg beklommenen Herzens.

Jetzt erhob sich Florimond feierlich.

— Sie starker Mann; Sie, Mann des Gesetzes; Sie, Mann der Wissenschaft und Sie, Spießbürger, erfahren Sie Folgendes: Ich gehorche Niemandem als meiner freien Phantasie, weil ich reich bin; ich bin hier, weil ich nicht anderwärts bin . . .

Ich bin Poet und Komödiant, wie es vor mir der göttliche Shakespeare und der unsterbliche Molière waren . . .

Ich habe gesprochen.

— Auf Ihre Gesundheit, meine Herren! rief Antony, sein Glas erhebend.

Und Alle tranken.

Die Fünf waren nun einander vorgestellt, und da Alle reich waren, gefielen sie einander und faßten Vertrauen zu einander.

Drittes Kapitel.

Ein vertraulicher Abend. — Zwölf Uhr 10 Minuten. — Marie erscheint und die Dinge verwickeln sich, anstatt sich zu klären.

Von der Höhe ihres Kassenpultes hatte Frau Machu, ohne ein Wort davon zu verlieren, die Angaben der fünf Reisenden mit angehört.

Und jedesmal, wenn einer von ihnen unter verschiedenen anderen Dingen erzählte, daß er reich sei, grüßte sie mit einem unwillkürlichen Nicken des Kopfes und einem sanften Lächeln der Zustimmung.

Denn trotz ihres in jeder Hinsicht gewöhnlichen Namens verhießen diese Herren Dubois ein reichliche Zeche und Dies verdiente alle Achtung.

Auf ihren Befehl schickte Joseph sich an, mit Hilfe einer hinkenden Dienerin die fünf schönsten Zimmer des Bahnhofs-Hôtels in Stand zu setzen; und anstatt sich um 9 Uhr zurückzuziehen, wie es ihre Gewohnheit war, harrte sie an diesem denkwürdigen Abend auf ihrem Sitze aus.

Die Persönlichkeit der „Marie“, dieser räthselhaften Unbekannten, erregte ebenfalls ihre provinzielle Neugierde; sie wollte Alles wissen, und wäre es auf Kosten eines abgekürzten Schlafes — und dies war eine schmerzliche Erprobung für ihre regelmäßige, ordnungsliebende Natur.

Jetzt regnete es draußen; ein feiner, dichter, ausdauernder Regen fiel herab, der die ganze Nacht auszudauern verhieß; heftige Windstöße erschütterten die Thüren und Fenster und ließen das Kaminfeuer nur umso werthvoller erscheinen, und machten das warme Zimmer, in welchem der Tabakrauch sich immer mehr verdichtete, nur umso angenehmer.

Unter den neuen Freunden folgte Grog auf Grog, Bekenntniß auf Bekenntniß.

Sie strengten sich heftig an, um irgend eine Verwandtschaft unter einander herauszufinden. Allein Rigobert war aus Paris, Saturnin aus Havre, Florimond aus Melun, Antony aus Lorient und Theodor aus Saint-Omer.

Was lag daran? Ihre Vorfahren hatten ohne Zweifel Reisen durch das Land gemacht, aber sicherlich rollte das nämliche Blut in den Adern aller Fünf.

Gegen neun Uhr bekamen sie Lust, ganz ungezwungen zu Nacht zu essen, und sich zu gönnen, was Küche und Keller zu bieten haben. Von diesem Augenblicke an duzten sie sich und nannten sich „Vetter“, wie die europäischen Monarchen.

Theodor, dem die Kraft der Muskeln imponirte, sagte jedesmal, wenn Antony gesprochen hatte, mit großem Ernste:

— Wie mein Vetter Antony sehr wohl bemerkt hat . . .

Doch Rigobert ließ das nicht ruhig hingehen, sondern rief geräuschvoll:

— Mit Verlaub, nur keine Aneignung! Unser Vetter — wenn's beliebt.

— Du hast Recht, Vetter Rigobert: unser Vetter Antony.

Und sämmtliche Vettern nickten zustimmend mit dem Kopfe.

(Fortsetzung folgt.)

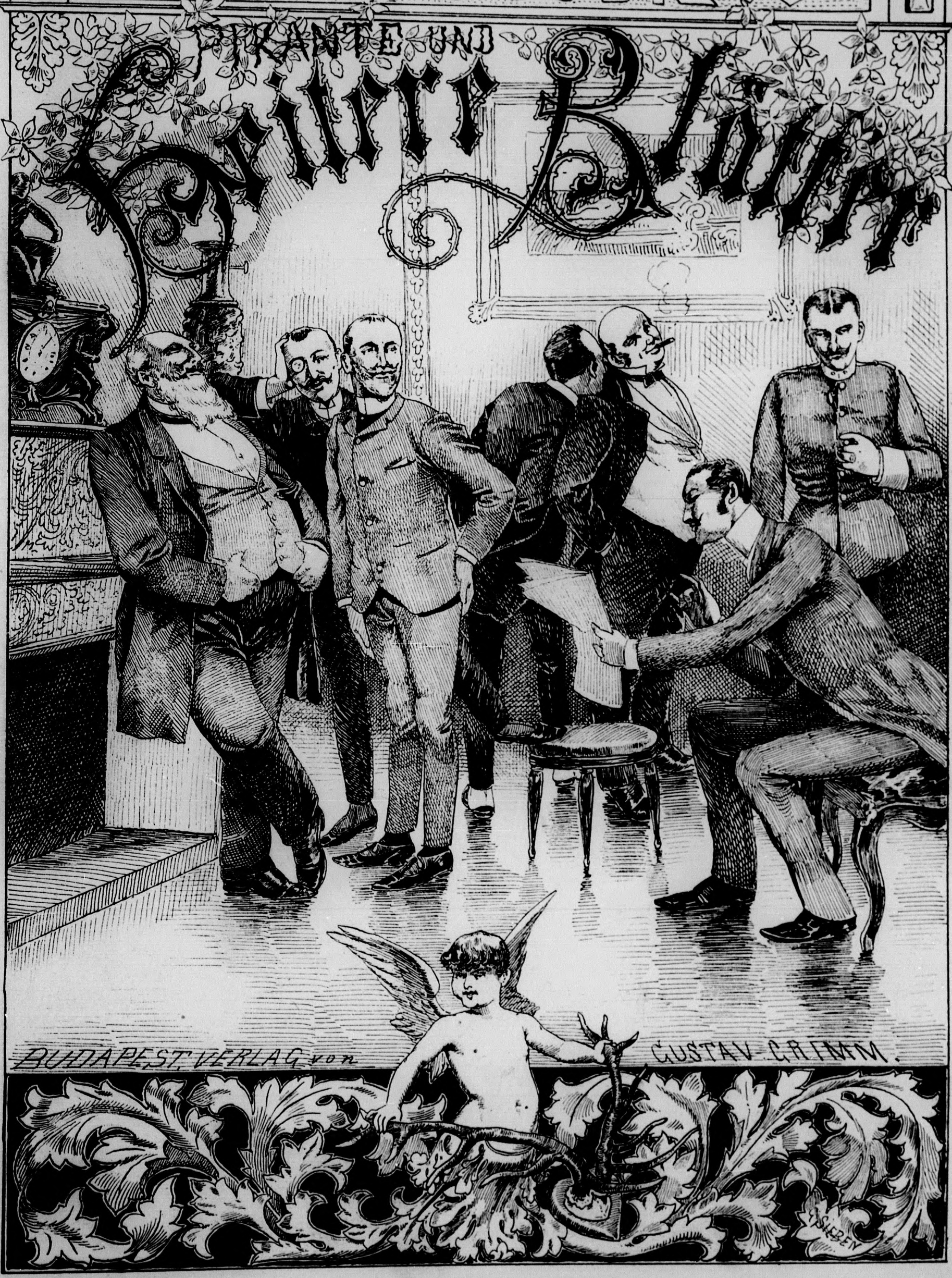
Verantwortlicher Redakteur: **Jean qui rit.** Verlag von **Gustav Grimm** in Budapest.
Redaktion und Verlag: **Budapest, Grenadiergasse 8.**

Druck von F. Buschmann Budapest, Kronprinzgasse 8, Harisch-Bazar.

VI. Jahrgang. 1891. Heft 1.

CAVIAR

Pikante und Witzige Blätter



Erscheint in 18 Heften. — Subscriptionspreis für das Heft 50 kr. ö. W. (in Oesterreich-Ungarn) = 90 Pf. (in Deutschland).
Für alle anderen Ländern erhöht sich der Preis um den entsprechenden Portozuschlag.

Neue Erscheinungen

aus dem Verlage von G. Grimm in Budapest,

durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Allerlei Erheiterndes.

Von **Armand Silvestre.**

Mit Illustrationen. Preis 1 fl. 50 kr. — 2 Mark 50 Pf.

☛ Dieser Band enthält nur neue Erzählungen von Armand Silvestre, die im „Caviar" **nicht** erscheinen werden.

Drollige Einfälle.

Von **Armand Silvestre.**

Mit Illustrationen. Preis 1 fl. 50 kr. — 2 Mark 50 Pf.

☛ Dieser Band enthält nur neue Erzählungen von Armand Silvestre, die im „Caviar" **nicht** erscheinen werden.

Wenn Amor lacht.

Von **Satanello.**

Mit Illustrationen. Preis 1 fl. 50 kr. — 2 Mark 50 Pf.

☛ Dieser Band enthält nur neue Erzählungen von Satanello (Josef Markus), die im „Caviar" **nicht** erscheinen werden.

Intime Scenen.

Von **Catulle Mendes.**

Mit Illustrationen. Preis 1 fl. 50 kr. — 2 Mark 50 Pf.

☛ Dieser Band enthält bereits in den ersten zwei Jahrgängen des „Caviar" erschienene Skizzen und Erzählungen des berühmten Autors mit neuen Zeichnungen von G. Sieben in Wien.

Unter uns.

Neue Erzählungen von **Armand Silvestre.**

Preis 90 kr. ö. W. = 1 Mark 50 Pf.

Mutter Erde.

(La terre.)

Roman von **Émile Zola.**

– Zweite Auflage. –

Preis 1 fl. 80 kr. ö. W. = 3 Mark.

Geschichten im Barockstyl

von **Guy de Maupassant.**

Preis 90 kr. ö. W. = 1 Mark 50 Pf.

Witz, Humor, Satyre.

Ein heiteres Lexikon von **Jean qui rit.**

2 starke Bände elegant gebunden.

Preis 5 fl. ö. W. = 10 Mark.

Caviar-Kalender pro 1891.

Von **Jean qui rit.**

Preis 1 fl. ö. W. = 2 Mark.

Druck von F. Buschmann, (Budapest Harisch-Bazar).